

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Alemanne. 1931-1945 1943**

356 (25.12.1943)

Freiverkauf: 10 Pfennig

Der Alemannische... wöchentlich als Morgenszeitung...

Der Alemannische

KAMPFBLATT DER NATIONALSOZIALISTEN OBERBADENS

Die größte täglich erscheinende Zeitung Oberbadens



Der amtliche Verkünder für die oberbadischen Behörden

Verlag: Der Alemannische, Verlags- & Druckerei-G.m.b.H., Freiburg

Weihnachts-Festnummer

mit den Sonderbeiträgen: Eine geschichtliche deutsche Bewährungsprobe...

Jahrgang 1943 Folge 356

Freiburg i. Br. den 25. Dezember

Weihnachts-Ausgabe

WEIHNACHT DEUTSCHER BEWAHRUNG

Ein Jahr schwerer Kämpfe, vielen schweren Leides und harter Prüfungen für das Deutsche Volk liegt hinter uns...

aussetzungen an allen Fronten heldenhaft gekämpft, um 5 Minuten vor 12 die Flinte ins Korn zu werfen...

dort zu treffen wissen. Eines Tages aber wird ein Verhängnis über sie hereinbrechen...

Mancher von ihnen hat in diesem schweren Jahre 1943 sein Leben opfern müssen für Deutschland...



PK-Aufnahme, Kriegsveteran Wagn, RM. 2.

Ein hartes und unerbittliches Schicksal hat das deutsche Volk auf die Waage der inneren und äußeren Bewährung gestellt...

Die kommenden Monate werden uns vielleicht wiederum vor neue Proben und Prüfungen stellen...

unserem Schicksal, das uns so schwer mißspielt, denn wir kennen sein höheres Walten nicht...

WEIHNACHTLICHE MAHNUNG

Immerzu mahnt aus dem Grunde der Seele dies Wissen: Während der Lichterbaum leuchtet in jeglichem Haus...

Während daheim in den Stuben die Kinder lobsingen, Heilt's durch die Steppe wie Krähen von Dohle und Kräh...

Während die Herde der Heimat in Ruhe sich betten, Rollt mit dem russischen Schneesturm die Woge heran...

Während zur Weihnacht die Glocken feierlich schallen, Orgelt und dröhnt durch die Wälder das andere Erz...

Immerzu, während vom Tannenbaum Däfte sich breiten, Tönt aus der Tiefe der Seele der mahnende Chor...

Heinrich Anacker

Die fünfte Kriegswihnacht findet uns innerlich und äußerlich gerüstet. Nur wenige Tage trennen uns von einem neuen Jahre...

Dr. KARL GOEBEL



# Eine geschichtliche deutsche Bewährungsprobe

## Zur 260. Wiederkehr der Verteidigung Wiens gegen den Ansturm der Osmanen im Jahre 1683

Von Dr. LUDWIG WALTHER

Der Schutz Europas gegen den Ansturm der asiatischen Steppe ist eine der großen Aufgaben, die dem Reich, der politischen Einheit und der Wirkungsmacht des Deutschen Volkes, vom Schicksal in seiner Geschichte gestellt ist. Nicht einmal nur muß es diese Probe auf seine Bewährung als europäische Schutz- und Führungsmacht ablegen, alle paar hundert Jahre vielmehr wird es vor die Erneuerung der Bewährung gestellt, und selbst in Zeiten, da seine politische Form im Zerfallen, da die oberste Führung des Reiches nur mehr ein Schatten ist, muß die Vorsehung die Deutschen zum Bewahren dieser harten Aufgabe bereit und entrindet an ihr erneut die Kraft und den Willen der Nation zur Erfüllung ihrer großen europäischen Mission. Und es sind die Zeiten, in denen von unserem Volk diese Bewährung gefordert wird, in denen das Bewahren bei und lebendig wird für jene vergangenen Jahre, in denen die gleiche Forderung vor das Deutsche Volk trat, in denen es sogar im Zustand politischer Schwäche, aufgerufen wurde, seiner europäischen Sendung Genüge, und zwar vollste Genüge zu leisten.

### Der Türkensturm vor Wien

Im bisher härtesten Jahr des gegenwärtigen Weltkriegs gegen die zerstörenden Mächte wurde das Gedankenwachstum an jenen Ansturm asiatischer Mächte, die vor 260 Jahren von Südosten her das Herz und die Mitte unseres Kontinents bedroht und von der zusammengesetzten Kraft des Reiches unter den Mauern seiner damaligen Hauptstadt abgewehrt wurde. Es war nicht zum ersten Mal, daß das osmanische Türkenreich vor Wien stand und sich

seits die östliche Gefährdung des Reiches zu ihrer eigenschrägigen Zwecke ohne Rücksicht auf die dem gesamten Abendland vom Südosten her drohende Gefahr abwehrte.

### Bedrohung auch im Westen

1661 war Straßburg, der westliche Eckpfeiler des Reiches in französische Hand gefallen, und Ludwig XIV. rief mit dem Rechtsbruch der „Reunions“ neue Stöße aus dem Reichsgebiet heraus. Die Bedrohung wurde abgewehrt, obwohl auch die herrschende Schicht des damaligen England, die Whigs, offen den Wunsch vertraten hatten, Wien möchte vor den Türken fallen, damit dadurch die mitteleuropäische Wirtschaft in Zerstörung gerate und der englische Weltenläufe. Während so die westlichen und nordwestlichen Randvölker des Reiches aus eigenschrägigen Interessen das Reich im Stich ließen und Europa verrieten, gelang es, wenigstens einen Teil der Kräfte des Deutschen Volkes zusammenzufassen und als Reichsbewahrer zur Bekämpfung des schwer kämpfenden und sich unter höchster Anstrengung der türkischen Belagerung erwerbenden Wiens heranzuführen.

An dem heroischen Widerstand dieses deutschen Bollwerks, das zwei Monate lang dem Ansturm einer gewaltigen Übermacht trotzte, und unter den Schlägen des überlegen geführten und tapfer kämpfenden deutschen Heeres, dessen österreichischen, bayrischen, holländischen und sächsischen Regimenter sich auch polnische Militärs angeschlossen hatten, brach der osmanische Ansturm zusammen. Fünfundsiebzig Jahre nach dem Westfälischen Frieden, der dem aus professionellen Hader entsprungene verheerende Brüderkrieg des Dreißigjährigen Krieges ein formales, die Auflösung des alten Reiches bezeichnendes Ende gesetzt hatte, fanden sich katholische und protestantische Reichskräfte zu gemeinsamer Abwehr des gemeinsamen Feindes zusammen, erwuchs aus dieser Abwehr eine gemeinsame Leistung der gesamten Nation in der Zurückwerfung des südöstlichen Feindes von den Marken des Reiches und in der Ausweitung des deutschen Kulturraumes und kulturellen Einflusses nach dem Südosten.

### Beginn einer neuen Ordnung

Und das ist das zweite Moment, das dem von Deutschen Volk 1683 mit der Verteidigung Wiens und mit der Schlacht am Kahlenberg errungenen Sieg über die östliche Bedrohung den Rang einer weltgeschichtlichen Entscheidung verleiht: Die türkische Woge, die vom Südosten her noch einmal am deutschen Bollwerk gefährlich emporgebrandet war, brach daran zusammen und ebte sich zurück. Die Kraft des Reiches hatte den Ansturm aus der Steppe überwunden und ging über zu der Verteidigung zur Offensive über, die zu einer neuen Ordnung des südöstlichen europäischen Raumes führen sollte. Anders als 1529 nach der ersten Belagerung Wiens durch die Türken, anders als nach dem Sieg Montecuccolis 1664 bei St. Gotthard an der Raab wird der Sieg Karls von Lothringen am Kahlenberg und die Verteidigung Wiens durch Ernst Rüdiger von Starbemberg zum geschichtsgestaltenden Ereignis, das das siegreiche Reich nicht stehen bleibt, sondern den Abwehrkampf in die Offensive einmündet läßt.

Es ist kein Zufall, daß die deutschen Feldherren und Staatsmänner, die in den Jahrzehnten nach der Befreiung Wiens die türkische Machtstellung in Ungarn und an der mittleren Donau brachen, die den Einflußraum des Reiches bis nach Belgrad und nach Serbien und die Walachei hinein erstreckten und dieses in den Türkenscheitern von Menschen entblöhte Land neu organi-

sierten und zum Teil mit deutschem Völkertum besiedelten, an der Kahlenbergschlacht entscheidenden Anteil genommen hatten. Und es zeigt für die gesamteuropäische Leistung in diesem Raum, daß an den späteren Feldzügen auch die deutschen Stämme teilnahmen, die bei der Befreiung Wiens noch gefehlt hatten. Mit der Einnahme Ostens durch kaiserliche und brandenburgische Truppen 1686, mit dem Siege des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden — des „Türkenlöwen“ — bei Stankamén 1691 und des Prinzen Eugen bei Zenta 1697, die beide ruhmvoll an der Schlacht am Kahlenberg mitgefochten hatten, weitete sich der Raum der abendländischen, deutsch bestimmten Kultur in den Südosten hinein und wurde gleichzeitig und in den späteren Siegen des „Edlen Ritters“ bei Peterwardein 1716 und bei Belgrad 1717 vor neuen Angriffen aus dem Südosten gesichert.

### Neues Reichsbewußtsein

Und diese deutsche Leistung wurde erungen, obwohl das Reich im Westen im oft verlustreichen Abwehrkampf gegen die französische Eroberungswucht stand, obwohl das Reich in diesem Kampf von seinem englischen Partner im entscheidenden Augenblick verraten wurde. Das Deutsche Volk hat jene Bewährungsprobe 1683 bestanden, trotz jener schweren außenpolitischen Belastungen und trotz der eigenen aus dem brüdermörderischen Ringen des Dreißigjährigen Krieges und seines nicht minder verhängnisvollen Abschlusses in Münster und Osnabrück resultierenden politischen Schwäche. Darüber hinaus hat aus dem Abwehrkampf gegen die Osmanen ein neues Reichsbewußtsein aus Impulsen gewonnen und ist in der Zeit des Prinzen Eugen und unter dem Eindruck seiner und seiner Vorgänger im Reichsfeldherrenamt Taten, allerdings nur für kurze Zeit, erstarkt.

Es war nicht das erste Mal, daß das Deutsche Volk um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert seine europäische Sendung,

Bollwerk gegen den Osten zu sein, erfüllen mußte; es sollte auch nicht das letzte Mal sein. Vielmehr sind das Jahr 1683 und die folgenden Jahrzehnte ein Glied nur in der Kette schwerer und erhabener Abwehrkämpfe, die seit dem Werden des Reiches die Nation gegen den Ansturm aus der Steppe für sich und für Europa bestehen mußte und bestanden hat, eine Kette, die in unsere Tage reicht, in denen wir selbst zu der Bewährungsprobe aufgerufen wurden. Das Deutsche Volk konnte sich in nie entziehen, wenn es sich nicht selbst preisgeben wollte, und es hat in diesem Proben immer die Erfüllung seiner europäischen Sendung seiner Kraft gefunden, wenn es sich dem Aufsteile Nicht von ungefähr jährt sich in dem Jahr des zweiten Weltkrieges, das den bisher mächtigsten Ansturm der bolschewistischen Scharen gegen Europa brachte, zum 260. Mal jener gefährlichen Ansturm der Osmanen gegen das deutsche Bollwerk im Osten und gegen die deutsche Mitte Europas.

Es jährt sich aber auch die siegreiche Abwehr dieses Ansturmes durch ein Reich, das durch innen- und außenpolitische Krisen ging, ist es da nicht ein Anruf des Schicksals unserer Generation und ein Appell zugleich, die gleiche, wenn auch ungleich gewaltigere Aufgabe heute zu meistern, da wir doch weit mächtiger und stärker sind als das Reich vor 260 Jahren?



Steine mögen bersten,  
der Geist der sie türmte,  
Deutschland ist ewig!

Zeichnung: Lehner

unserer gepulsten Heimat, daß jeder Vater und jede Mutter, jede Frau und jedes Kind fühlt: Wir sind bei Euch, entschlossen, dem Feind zu wehren, heute und morgen und in allen Zeiten. Wir haben den Ring der Abwehr, der Euch schützt. Seid guten Mutes! Denn mit Euch und für uns kämpft das heldenreiche Heer.

Dieses aber ist davon überzeugt, daß die Stunde heraufkündigt, die dem maßlosen Terror der Kultur- und Lebensschande der Gegenwart folgt, die die Väter und Mütter, Frauen und Kinder rächt, die der großen Schändung des Menschentums zum Opfer gefallen.

Mancher Kamerad, der in diesen Tagen dabei sein will, ging den bitteren Weg durch Ruten und Land rot, wo einstmals das Glück in wohlgeübten Heim zu Hause war, die Zerstörung. Wir möchten ihm die Hand drücken, schweigend und still, wie wir es oft nach harten Gefechten getan, und ihm das eine dann sagen, daß wir sein Leid und seinen Schmerz mitempfinden, daß sich aber durch dieses Leid und diese Schmerzen unser Mut und unsere Entschlossenheit nur noch steigern.

Tiefer als je zuvor betten wir unsere Heimat in unsere Herzen, gerade zur Weihnachtszeit 1943, in der unsere Gedanken über die Brücke unserer Sehnsucht und Liebe wandern, und werden flüsternd Zwiesprache mit ihr halten, um deren Nerven und schmerzvolle Wunden wir wissen.

Schwer wenn die Lichte an grünen Baum erlöschten und der ziellose Alltag unseres Soldatenlebens uns wieder hat, dann brennt eine Flamme mit heiliger Leidenschaft weiter, bis uns die Erfüllung dessen wird, worauf wir warten und wonach wir uns brennend verzehren: Daß der Feind geschlagen, daß der Vernichtung unserer Heimat Einhalt geboten wird und jene Schändung die Strafe findet, nach der wir dürsten.

Erst dann, wenn es soweit an der Zeit ist, dann werden wir die Weihnachtsfeier, nach der wir uns in alle Wälder, die Weihnachtszeit in Deutschland (PK-nd).

## Die Sehnsucht der Soldaten

Nun blühen unsere Herzen die Weihnacht ein — Front und Heimat eins

Von Kriegerher Dr. WILHELM WACKER

Heute wird aus den Tiefen unserer Seelen die Erinnerung aufsteigen, werden die Glocken der Sehnsucht zu klingen anheben. Diese Stunde wollen wir unserer Sehnsucht lassen. Wir haben ein Recht darauf, das unabdingbare Recht des Soldaten. Diese Sehnsucht ist hart. Sie wächst aus deutschem Herzen und steigt aus soldatischem Empfinden. Sie ist zu Hause in den Bunkern und Kampfständen, in den Gräben und Stützpunkten. Sie ist begeistert durch Kampf und Sieg, durch Not und Tod, derer, die einst mit uns gestanden.

Sie ist soldatisch und männlich, steht geschrieben in den Augen unserer Soldaten und blickt uns mit dem Schweigen des Verstehens an. Sie spricht zu der Heimat in den Briefen, die wir ihr geschrieben, und führt nach Deutschland in dem blutwarzen Herrschaft der Soldaten, die in diesen Wochen dabei sein können. Sie hält flüsternd Zwiesprache mit uns selbst in unseren Unterkünten, begleitet uns auf Posten und Spähtrupp und hat doch nichts von soldatischer Weichheit. — Denn die blieb hier uns in den Jahren der Vergangenheit.

Wenn sie in betonter Herbitheit uns umschließt, so ist sie dennoch nicht durchsetzt von hoffnungsloser Bitterkeit. Ihr bleibt das, was sich über ihren Kämpfen und Kriegen, über ihren Gefechten und Schicksalen immer

zur unsichtbar heraushebt, das deutsche Soldaten seelische Stärke und Bereitschaft.

Fürwahr, diese Weihnacht ist schlichter als alle anderen vor dem. Dafür ist sie innerlicher und von Goldglanz eigener Art umflossen. Hellgesichtig horchen wir in sie hinein. Über uns spannt sich der gewaltige Bogen des schicksalsschweren Erlebens unserer Zeit, der wir verhaftet sind in der unersättlichen Gemeinschaft unseres Volkes. Doch wenn wir zur fünften Kriegsweltzeit die Lichte an grünen Baum entzünden, die ihre blühende Heiligkeit in unsere Unterkünte verströmen und uns mit ihren gelben Lichtblumen Herzen und Sinne wärmen, dann blühen wir blühen! Diese Weihnacht 1943 wird die Weihnacht der tapferen Herzen genannt sein.

Denn vieles ist uns genommen in diesem harten, herzlosen Krieg! Eines aber ist geblieben, wird mehr und mehr gehärtet, der Wille, unerschütterlicher Schutzwall unserer Heimat zu sein.

Der Nihilismus unserer Feinde hat in seiner Maßlosigkeit unsere Kulturstätten und Dome, deren Glocken immer die Weihnacht eingeläutet, zerstört. Nun läuten unsere Herzen die Weihnacht ein, von Kamerad zu Kamerad, von der Front zur Heimat. Sie blühen stürmisch und mit ehernem Klang über die zerstörten Städte

## EINSAME WEIHNACHT

Herman Heide

Ein kleiner Baum; drei Lichtlein drin,  
Daß sich's zur stillen Stunde  
richtig fügen kann.

Den Kämpfern draußen leuchte ein,  
Von vieler Herzen Sehnsucht  
flammt es roten Schein.

Den Toten ein. Wenn man sie meint,  
Daß heller Weihnachtsglanz  
in ihren Augen brennt.

Den Kindern ein. Damit sich zag  
Der lichte Wunderglanz  
daran entzünden mag.

Drei Kerzen nur. Ein Tännling, jung,  
Und sonst nur wermessener  
Duft. — Erinnerung.

mit seiner Eroberung den Weg zur Unterwerfung des Kernlandes unseres Erdteils öffnen wollte. Seit der Inbetriebnahme Ungarns nach der Schlacht von Mohacs 1526, je seit dem Austausch der Türken an der unteren Donau im 15. Jahrhundert hing diese Dichtung immer über den östlichen Grenzmarken des Reiches.

Zwei Tatsachen sind es, die aber das Türkenjahr 1683 und die zweite Belagerung Wiens — die erste ebenso erfolglos hatte 1529 stattgefunden — über alle vergangenen Türkenkriege hinaushebt und der siegreichen deutschen Abwehr den Rang einer europäischen Entscheidung verleiht. Da ist einmal der Umstand, daß die gefährliche Bedrohung von Reich abgewehrt wird, obwohl auf seiner Westgrenze die nicht minder große Bedrohung der französischen Eroberungswucht lastet, die ihre-

## Brief an die Frau eines gefallenen Kameraden

Stets trugen die Herzen der Frauen die schwerste Last des Krieges

Von Kriegerher Dr. HERBERT STEINERT

Wenn das Vergessen so leicht und so einfach wäre, müde ich die vorweihnachtlichen Tage nicht mit ihnen teilen, die man auch nur mit denen teilt, die ganz eng zu uns gehören. Niemand von unserer Gruppe kennt Sie, aber Sie gehören doch zu uns. Denn immer wenn die Post verteilt wurde und Werner bekam eine Karte oder einen Brief von Ihnen, dann ließ ihn die frische Freude sein Herz auf der Zunge tragen. Der Zufall des Krieges hatte uns mit ihm zusammengeführt. Von allem Anfang an teilten wir die gleiche Bauerhütte, den gleichen dünnen Strohhalm zum Schlafen miteinander wie den gleichen Kerzenstummel, unter dem er seine Briefe an Sie geschrieben hat. Das gleiche Geschick, die gleiche Gefahr und die einfache Freude hatte der Krieg uns gezogen. Und wenn wir in engem Raum zusammensaßen, dann konnte es sein, daß Werner uns schüchtern von zu Hause, den Kindern und von Ihnen erzählte. Von seinem Heimweh und von seiner Sehnsucht rührte auch uns ein Hauch, und seine Worte über den Garten, oder die Kinder nahmen wir als eine überaus teure Nahrung in uns auf.

Als an einem grauen Herbstmorgen ein Stück Eisen Wagners Leben die Erfüllung brachte und wir ihn in grauer, eisenerglühiger Erde zur letzten Ruhe beteten, da waren unsere Gedanken ganz nah bei Ihnen. Wir haben Sie für immer mitbestimmt in den Kreis unserer Kameradschaft.

Sie haben schütten hier draußen der winterkälte östliche Himmel ununterbrochen die weißen Flocken aus seinen grauen Wolken. Das makabre Weiß, der Graufall, der frühe Dunkel, das Bergende und Heimelige des Winters hat in uns das unwirkliche Wunschbild an Weihnachtsabend geweckt. Darum sind wir heute Abend in unserem engen Bunker noch fester zusammengegriffen, als das kleine Paraffinlicht

ankam. Wohl hätte seine Flamme kaum die Kraft, sich selbst zu leuchten und unter der Wucht der Einschlüge ruckte sie immer wieder zusammen. Aber des verträubelten Winterland und das Licht der Kerze ließen in uns eine schwelgende Sehnsucht aufkommen, wie man sie nur durchsinn kennt im Heimdenken. In unserem Denken haben wir neben dem flackernden Kerzenlicht einen Platz freigehalten für Werner und auch für Sie. Denn Sie gehören

## Das Wort des Führers

Wir haben daher ein klares Kriegsziel: Deutschland und darüber hinaus Europa müssen von der Vergewaltigung und dauernden Bedrohung befreit werden. Den Kriegsheern und Kriegserklärern muß diesmal endgültig die Waffe aus den Händen geschlagen werden. Wir kämpfen dabei nicht nur gegen das Unrecht von Versailles, sondern zur Verhinderung eines noch größeren Unrechtes, das an seine Stelle treten soll. Und im positiven Sinne: Wir kämpfen für den Aufbau eines neuen Europas, denn wir sind der Überzeugung, daß dieses neue Europa nicht gestaltet werden kann von den altgewordenen Kräften einer im Verfall begriffenen Welt, nicht von den sogenannten Staatsmännern, die in ihrem eigenen Land nicht in der Lage sind, auch nur die provisorischsten Probleme zu lösen, sondern daß zum Neuaufbau Europas nur jene Völker und Kräfte berufen sind, die in ihrer Haltung und in ihrer bisherigen Leistung selbst als junge und produktive angesprochen werden können. Diesen jungen Nationen und Systemen gehört die Zukunft! Die jüdisch-kapitalistische Welt wird das 20. Jahrhundert nicht überleben!

Adolf Hitler

ausgesprochen schwere Last Sie tragen, wenn Sie zur späten Stunde an diesem Abend mit zitternden Händen in den Briefen Ihres Mannes blättern. Das blühende Weiß ist zu groß, als daß Worte daran rühren dürften.

Wenn Ihre Seele in dieser Weihnacht lindert und Ruhe in den Briefen des Gefallenen sucht, dann sei mir erlaubt, an einen Satz zu erinnern, den unser Kamerad einmal an einem verstaubten Tisch an meiner Seite niederschrieb. Wir hatten in der Bauerhütte ein Heft gefunden, das unsere Vorgänger wohl zurückgelassen hatten. Auf seinen wenigen Blättern fanden wir einen Spruch, der Werner so glühend begeistert, so daß er ihn als flüchtige Botschaft in einem kleinen, grauen Feldpostbrief niederschrieb. In meinem Gepäck trage ich noch heute die Schrift. Der Satz lautet: „Auch ein Klagegedicht zu sein im Munde der Geliebten, ist herrlich, denn das Gemeine geht klagenlos zum Orkus hinab!“

Mögen diese Worte ein gelinder Trost in der abendlichen Stunde des 24. Dezember sein. Ihr Mann hat oft von ihrem tiefen Sinn gesprochen.

Wenn bei uns der gnadenlose Krieg das Geläut der weihnachtlichen Glocken auch verdrängt, so legen wir uns allem Brauch gemäß, doch vor dem brennenden Lichterbaum beschiedene Gaben in die Hände. Dann sollen auch Sie und die Kinder unseres toten Kameraden mit einbezogen sein in den Ring dieser ewigen Kameradschaft, in deren Bann unsere Gefallenen für immer fortleben.

Wenn der seltsame Zauber der Weihnacht uns alle umfängt, wenn Tannenduft und brennende Kerzen uns mit der fernsten Heimat verbinden, dann soll mit dem Opfer des toten Kameraden auch seine Frau und Kinder, seine Heimat und sein Streben in die Kette unserer ewigen Verpflichtung miteinbezogen sein.

Dies Gelübde sei unsere bescheidene Weihnachtsgabe. (PK-nd)

Verlag und Druck:

Der Adlon, Verlags- und Druckerei G. m. b. H., Verlagsdirektor: Robert Lehr, bei der Wärmack, L. V. - Pressen Südwesten, Hauptgeschäftsführer: Dr. Karl Geibel, Fr. Nr. 12.





Eingeweiht in die große Sache der Werkangehörigen ist der Klüppler genau so pünktlich und genau so zuverlässig, seinen Dienst, wie die junge Frau neben ihm auf dem Arbeitsplatz.

# Die Alten in Front

## Achtzigjährige Oberbadens hinter Drehbank, Werk Tisch, Schmiedefeuer und Säge.

Von Karl Baches



Mit der ruhigen Sicherheit der Jugend führen die Hände des Klüpplers die Maschine, die seinen Früherberuf leistet, und die mit wackeligen „Maschinenhänden“ bedient sein will.

Als der große deutsche Geschichtschreiber Leopold v. Ranke die Darstellung seiner „Weltgeschichte“ begann, war er 85 Jahre alt. Johann Wolfgang von Goethe vollendete die gewaltige und erhabene deutsche Dichtung „Der Faust“, wenige Monate vor seinem Tode als ein 82jähriger. Alexander von Humboldt, einer der unversessenen und bedeutendsten Naturforscher aller Zeiten schrieb seinen „Kosmos“, eine Naturgeschichte der Welt, zwischen dem 74. und 79. Lebensjahr. Michelangelo Buonarroti, der geniale Bildhauer, Maler und Baumeister der italienischen Renaissance, entwarf im höchsten Alter bis zu 89 Jahren die Pläne zu gewaltigen Monumentalbauten; der sinnfrohen und farbenfrohen Maler Titian, den als 80jährigen die Pest niederzwang, begann die höchste Blüte seines Schaffens

Gesetzen eines Kampfes, der in seiner unerlölichen Härte auf Leben und Tod geht, braucht nicht nur „das alte Eisen“ wieder, sie braucht vor allem auch die Alten wieder. Hier erweist sich ihr hoher Wert im strahlenden Glanz einer Bewährung, von der einmal rückfällige Geschlechter stolzen Herzens singen werden. Sind es aus Verzweiflung und Geschichte nur einzelne Namen Großer, die uns in Lied und Schrift überliefert sind, die für ihr Land, für Wissenschaft und Kunst Unvergänglich im Grabe leisteten, so ist es heute die große Gemeinschaft der Alten, die für unser Volk Höchstes vollbringt. Neben dem Gelehrten, dem Physiker, Techniker, Ingenieur, Wissenschaftler, Arzt, Erfinder, stehen die vielen Tausende unbekannter Männer zwischen Siebzig und Achtzig und darüber, die als einfache Arbeiter in Fabrik und Kontor, hinter Maschinen und Werkbänken pünktlich und zuverlässig, ausdauernd und beharrlich die an sie gestellten Aufgaben erfüllen.

An den weltweiten Fronten im Osten, Süden, Norden und Westen, in der Luft und auf dem Meere kämpfen die Jungen. Sie vertauschten den Arbeitsplatz der Heimat mit der Stellung vom Feind. In die Lücke dahinter rückten neben den Frauen und Mädchen die Kolonnen der Alten. Still sind sie amarschiert. Wie selbstverständlich sind sie da gewesen mitten zwischen den anderen und haben mitangepackt in der gleichen mutigen Zuversicht, der gleichen Sicherheit und unbedingten Zuverlässigkeit wie die Jungen. Scheinbar, wie die zitternden Hände unglücklich nervige Kraft gewinnen und ruhig werden, wenn sie helfen und melde, hämmern, schweißen. Erst dann blickt manch junges Auge auf den Greis zu Seite, wenn der eine Sache ganz anders anpackt, viel einfacher, mit viel weniger Umständen. „Ja, ja, die Erfahrung macht auch was aus“, lächelt der Alte wohl, wenn er den Jungen verdutztes Gesicht sieht. Mit Ehrfurcht und Überraschung sieht man die ausgemergelten Geleisenfinger schnell und sicher die Werkzeuge handhaben, mit Stahl und Eisen, Holz und Metall hantieren, bewundert man im Stillen, wenn man selber nach acht und zehn Stunden angespannter Tätigkeit müde und matt wird, die unveränderte, gleichgebliebene Haltung der Alten, denen scheinbar jedes Gefühl für Müdigkeit abgeht. Freilich scheint das nur so. In Wirklichkeit gehört eine ungeheure Willenskraft dazu, vor allem im Anfang, wenn man nach mehrjähriger Pause wieder den „Dienst“ beginnt, das gewohnte Mittagschläfchen zu verlassen und ununterbrochen nur die gleichen Muskeln zu betätigen. Aber das wäre gelacht, „wenn wir Alten uns da von den Jungen etwas vormachen ließen“ — so sind die Alten in Front gedrückt und halten sie als Pioniere und Säulen der schaffenden Heimat.

waren, heute dieserverschworen sind? Und die Augen leuchteten hell. „Heute wissen wir, warum wir arbeiten und was mit dem geschieht, was wir fertigen. Wie sollte man da nicht auch als alter Mann all das, was man sich im Leben erarbeitet hat, einsetzen, um sein Bestes zu leisten?“ So spricht der 83jährige, der einmal vor zwei Menschenaltern mit einem kleinen „Drehbänkechen“ begann und der durch Umsicht und Tatkraft hat einst als Matrose gedient und ein sich emporarbeitete. Noch heute aber sitzt schönes Stück der Welt gesehen — nicht er an seinem Arbeitsplatz wie die anderen umbringen können. Etwas abseits vom Dorf, und bohrt mit überlegener Ruhe und Sicherheit am kleinsten Bestandteilchen, das mit des Haus baute, das mit des Haus baute, das mit den Fingern fast nicht zu fassen ist, ein im fünften Kriegsjahr mit ungebrochener Kraft, selten ruhig, hinter dem Schmiedefeuer, und erledigt die anfallende Arbeit, die für den häuslichen Betrieb des Dorfes von wesentlicher Bedeutung ist, prompt und gut. Darzwischen kocht er sich sein Mittagessen, macht sein Bett und hält Küche und Stube sauber. Ein Alter? Von Aussehen — ja, in seiner Arbeit aber: nein!

Im Februar 1938 wollte sich der Filialleiter eines großen kriegswichtigen Betriebes mit mehreren hundert Arbeitern zur Ruhe setzen. „Bleiben Sie nur noch ein halbes Jahr im Dienst, dann sind Sie gerade 50 Jahre in der Firma, das wird dann einen schönen Abschluss Ihrer Lebensarbeit darstellen“, wurde ihm bedeutet. Er blieb. Das fünfzigjährige Arbeitsjubiläum wurde wenige Wochen nach Kriegbeginn gefeiert, von einem Ausschuss und Zurbereitungen war keine Rede mehr. Zu den friedensmäßigen Aufgaben gesellten sich in wachsender Zahl die kriegsmäßigen, die eine weitaus größere arbeitsmäßige Belastung brachten. Aber mit der gleichen unverwundlichen Energie und zielstrebigsten Arbeitskraft, mit denen er sein Lebenswerk schuf und sich vom Zimmermann zum Leiter eines wichtigen und großen Werkes emporarbeitete, versieht er sein Aufgabebereich. Nach einem erfolgreichen Leben, wie es wenigen Menschen in so reichem Maße beschieden ist, meistert der nun fast 75jährige die ihm übertragenen Aufgaben. Aus der Fülle der Erfahrungen eines langen und gesegneten Lebens — neun Kinder wurden ihm geschenkt, zahlreiche Enkel sind um den Großvater — schöpft er die Kraft, alle Dinge, die an ihn herantraten, zu meistern. Sein Wissen und Können finden noch einmal an der Schwelle des hohen Alters wertvollsten Niederschlag in seiner Arbeit.



Mit 75 Jahren immer noch ein Holzklüpper im Wald heimlich, will etwas heißen. Allein bewahrt er auch die großen Waldriesen als Leuchtzeichen und ist unermüdet vom frühen Morgen bis in den Abend tätig, diesen wichtigen Sektor zu „besorgen“.

## Sinnbild und Symbol deutscher Arbeit

73 Jahre alt ist der hochgewachsene Schwarzwälder, der als Einrichter in einer Maschinenfabrik Tag für Tag seinen wichtigen Posten versieht. Überrascht blickt er auf, als wir zu ihm treten und einiges aus seinem Leben und von seiner Arbeit wissen wollen. Wieso geht sein fragender Blick. Gewiß, er ist nun 52 Jahre im gleichen Betrieb, hat keine Stunde gefehlt, hat einst in der Uhrenindustrie begonnen und Holzräder gefeilt und dann beim Eisen die ganze ungeheure Entwicklung eines halben Jahrhunderts mitgemacht, von jenen Tagen an, da „es noch nicht so genau darauf ankam“, bis heute, „wo es auf Tausendstel von Millimeter ankommt“, aber diese seine Arbeit, seine stete Tätigkeit, soll das etwas Besonderes sein? So fragen seine Augen. Ja, sie ist etwas Besonderes, denn sie ist Sinnbild und Symbol eines jener Männerleben des Deutschen Volkes, das nur die Arbeit kennt und damit Träger jenes Geheimnisses unserer Kraft und Stärke ist, das für die übrige Welt immer ein Rätsel bleiben wird. Dieser ruhige Greis mit dem weißen Vollbart hat sein Heim und sein Haus, hat neben seiner Berufsarbeit noch eine kleinere Landwirtschaft und eine Frau, die man auch schon 69 Jahre alt ist und die ihm 19 Kinder geboren hat. Zwölf davon sind noch am Leben. Fünf Söhne stehen als tapfere Soldaten, mit Auszeichnungen bedacht, vom Feinde. Vier Enkel sind ebenfalls eingedrückt. Nichts Besonderes? Oh, doch! Das Besondere ist die bescheidene Selbstverständlichkeit, mit der dieser Mann — ihn „Alter“ zu nennen, wehrt sich die Feder —

auf dem ihm zugewiesenen Platz in einem kleinen Schwarzwaldort seine Pflicht tut, seine Arbeit verrichtet, seinem Volke dient. Kann es Höheres geben? Beim Eintritt in den Werkraum überläßt das surrende Geräusch der Automaten, drehender Riemer, stampfender Motoren das Ohr, daß sich alles verwickelt in einem verwirrenden Brausen. Aber die Blicke sind ungetrübt. Sie suchen in der langen Reihe der Arbeiter und Arbeiterinnen den 83jährigen Inhaber des Werkes. Es ist schwer, ihn zu finden. Als er dann im blauen Arbeitsschiff vor uns steht, will man im ersten Moment nicht glauben, daß er ein 83jähriger ist. So jugendlich blank und klar schauen die Augen, noch ist das Haar dicht und nur von einem leichten grauen Schimmer überzogen, die Stirn hoch und rein. Fröhlich am Morgen ist er der erste, spät am Abend der letzte. Die feinste, ausgefeilteste Verzahnung mit dem hellen Auge ohne Lupe. Seine Finger haben jenes Gefühl für Metall, wie man es oft bei alten Schwarzwäldern findet, die ja mit einem besonderen Maschinenverständnis begabt sind. Aus diesem Gefühl heraus gelingt ihnen jede Verarbeitung. Wie in der Hand eines Holzschlitzers der Werkstoff Holz keine tote Materie ist, sondern ein lebendig atmendes Wesen, das seine Hände umformen und zu neuer Gestalt führen, so ist diesen Männern im Schwarzwald auch Eisen und Metall. Sie kommen ja fast alle vom Holz her, aus den Uhrmacherwerkstätten. Wie kann es anders sein, als daß sie mit der gleichen Lust und Liebe, wie sie ehemals jener Kunst verfallen



Als Arbeiter in dieser Fabrik Schwarzwälder in einer Maschinenfabrik tätig. Seit 52 Jahren in dem gleichen Werk, erlebte er den ungebrochenen Aufschwung der Technik von jener Zeit, als „es noch nicht so genau darauf ankam“, bis heute, „wo es um Tausendstel von Millimeter geht“. Er geht heute zum Stamm der Werkangehörigen.

baerdünnes Loch exakt durch die Mitte. Kann ist es mit bloßem Auge zu sehen. „Gelernt ist halt gelernt“, meint er lachend auf unsere anerkennende Bewunderung. Ungebeugt trotz Schicksalsschläge Männer, die den Waldriesen zu Leibe gehen, müssen selber Kerle mit Mark in den Knochen sein, gesund und robust. Und das ist auch noch der 75jährige Holzklüpper droben im südlichen Schwarzwald. 34 Jahre lang war er Uhrmacher, heute die viel bewunderten und bestaunten Schwarzwälder Spieluhren. Dann mußte er sich, nachdem diese Industrie jählings unter der Mißgunst der wirtschaftlichen Verhältnisse zusammenbrach, einem neuen Beruf zuwenden. Die Liebe zum Wald trieb ihn zu den Bäumen, und so ist er, der noch keinen Tag seines Lebens krank gewesen ist, noch heute als Langholzarbeiter tätig. Zehn Kinder schenkte ihm seine inzwischen verstorbene Frau, mit der er vor wenigen Jahren die goldene Hochzeit feiern konnte. Drei seiner Söhne fielen im ersten Weltkrieg. Im jetzigen Krieg stehen wieder drei Söhne an den Fronten. Einer ist seit einem Jahre vermißt. Ungebeugt und voll stolzer Härte versieht er selber seinen schweren Dienst, der heute ein kriegswichtiger geworden ist. Gerade diese Tatsache erfüllt ihn mit besonderer Genugung. Und er will nicht nur noch den Tag des deutschen Sieges erleben, sondern auch noch viele Jahre des Friedens und der neuen, kommenden Zeit.

74 Jahre alt war der Schmiedemeister des kleinen Dorfes, als plötzlich sein einziger Sohn starb. So mußte der Alte die ganze Last der Arbeit wieder auf seinen Schultern tragen. Ein Jahr später starb auch die Frau. Seitdem steht der jetzt 82jährige allein. Aber das hat ihn, den alten Seemann — er

erst mit 75 Jahren. All diese Männer standen in einem wahrhaft patriarchalischen Alter, in dem man nach der landläufigen Meinung bürgerlicher Zeiten zu nichts anderem mehr fähig sein sollte, wie zum geruhigen Aufenthalt im weichen Pfühl eines gepolsterten Sessels hinter dem warmen Ofen, als sie zur reifsten Leistung eines schaffensfrohen Lebens einsetzten. Neben diesen Gestalten aus Kunst und Geistesleben finden sich in allen Jahrhunderten Dichter, Denker, Staatsmänner, Bauern und Arbeiter, die sich nicht von der wachsenden Zahl ihrer Jahre unterkriegen ließen, sondern die im Kampf und Ringen des Alltags immer wieder trotz der Behäbigkeit die Stirne boten und sich die Spannkraft des Körpers und die Elastizität des Herzens bewahrten. So konnten sie, wenn das Haar weiß geworden, das Antlitz voll Furchen und Falten, aus der reichen Erfahrung mehrerer Menschenalter schöpfen und der Umwelt Weisheit und Rufe in reichem Maße schenken.

### Heute die große Gemeinschaft

In allen kämpferischen Epochen der Geschichte sind immer wieder die Alten in Front zu finden. Die Bequemlichkeit des bürgerlichen Zeitalters schuf indes jenen Typ der „Alten“, der gleichgesetzt wurde mit Unbrauchbar zu produktiver Arbeit, abgenutztes Räderwerk einer Uhr, die die Stunden nicht mehr künden kann. Vollends umgab die „Alten“ jener gefühlvollmittellose Beigeschmack des Überlebten, als das 19. und 20. Jahrhundert den Begriff der „Pensionäre“ erfand und Beamten wie Arbeiter mit der Errichtung eines gewissen Alters in den sogenannten „Ruhestand“ zwang. Gewiß hat der, der ein langes Leben in treuer Pflichterfüllung wirkte und arbeitete, im Alter seines Lebens ein Anrecht auf Ruhe und Befreiung vom Schaffen des Werktages. Wie viele aber, die sich Seele und Leib jung erhalten hatten, empfanden eine solche



Als Leiter eines großen Industrieunternehmens wußt der 75jährige in seiner betriebl. Jugendlichen Ehrlichkeit und Beweglichkeit wie ein tüchtiger Beamter auf der Höhe seiner Schaffenskraft. Im Oktober 1938 wollte er sich zur Ruhe setzen, aber der Ausbruch des Krieges band ihn an seinen Arbeitsplatz, auf dem ihn heute größere Aufgaben als je zuvor aufgetragen sind.

Alle Aufnahmen dieser Seite: Altmann-Foto: Inge Seeling



# Die eiserne Wiege

Skizze von RICHARD W. TRIES-STYRIM

„Je mehr Kinder, je mehr Segen, gerade zur Weihnacht gehört das Haus voll heller Kinderaugen, darin sich die Welt spiegelt und die Strahlenkette brechen kann, damit das Licht über ein langes Leben leuchtet.“ Diese Worte des Vaters hörte ich eben noch, als ich in jener Nacht, die für mich so voller Wunder war, daß ich noch heute davon erfaßt werde, nach Hause kam.

Das war vor dem ersten Weltkrieg, am Spätnachmittag war ich zur Erläuterung einiger Aufträge in das Dorf jenseits des Flusses geschickt worden. Die Sterne schimmerten schon und in den Straßen der Großstadt war das geschäftliche Treiben, wie es nur am heiligen Abend sein kann. Dicht gedrängt saßen die Menschen in dem kleinen Abteil des Zuges, besprachen das bevorstehende Fest und die vielen Einkäufe, die sie gemacht hatten. Während der Zug sich dem dunklen Wasser des Rheins in behaglicher Ruhe dahinließ, schaute ich in den hellen Abend, der über dem Rheineis schwebte, drückte ich meine Nase fest gegen die Scheiben, doch von dem Wasser war nichts zu sehen. Donnernd grollte es aus der Tiefe herauf, riesenhafte Eisschollen stauteten sich übereinander und machten das Aufleuchten der Sterne in der Flut unmöglich. „Der Rhein steht“, sagten die Älteren, „das ist seit sieben Jahren nicht mehr in den heiligen Nächten gewesen.“ Es war eine einzige Eisbarriere vom Meer bis nach Köln herauf. In jener Stunde wünschte ich, daß der Zug weiter fahren würde, denn gar zu fremd war mir der Anblick der sich hoch aufräumenden Eismassen, darunter dumpf drohend das Wasser fließ.

Von den Nordmännern hatte die Mutter bei den Vortagen erzählt, wenn sie am Abend bei uns Kindern saß, wühlte kleine Hemdchen umhalkte oder ebenso kleine Jackchen strickte, von den Nordmännern, die in den heiligen zwölf Nächten auf die höchsten Berge stiegen, nach der Sonne Ausschau zu halten, der Sonne, die sie so lange einbehoren mußten und die auch wir in der Großstadt kaum noch kannten, nach der wir uns ebenso sehnten, wie es einst die Nordmänner getan haben mochten. Es seien Kinder des Lichts gewesen, meinte die Mutter, abhildet allem Dunkeln, die in der Halle des Lichtes zu leben höher achteten, denn das Zusammenraffen von Gold und Silberzeug. Als kühne Seefahrer durchkreuzten sie die Meere und kannten Amerika, lange bevor die aus dem Süden gekommenen Priester und Handelsleute davon berichteten.



„Päpsti! zum Licht! Auf er ein, wenn nach der Licht! — nur kann sein wird, doppelt groß ist die Freude.“  
Ahnungen (2): Karl Müller, Fribourg

es dem Zufall überlassend auf dem rechten Weg zu sein.

Wie war doch die Welt so völlig anders hier! Eine weiße warme Decke von Schnee breitete sich über das weite Land und aus den vereinzelt liegenden Bauernhäusern schies das warme Licht und arbeitete in sel-

nam Fouserschein den kleinen Straßeneinschnitt. In der Stadt, aus der ich eben kam, waren nur wenige weiße Flocken zur Erde gefallen, grau und trüb waren Straßen und Plätze und schaute man zum Nachthimmel auf, so zeigte sich kein Stern. Hier aber war ein Glitzern und Glöhen auf der weißen Weite des Landes und auch in der gewaltigen Kugel des Himmels dominierte flimmerte und leuchtete es, daß man nicht müde wurde, zum Sternhimmel anzublicken. Wädhlich die Mutter hatte wirklich die Wahrheit gesagt, wenn sie von der Heimat über dem Fluß erzählte, daß dort Millionen Sterne im All nach göttlich-ewigem Gesetz ihre Bahn zogen und in den heiligen Nächten besonders hell strahlten. Wie oft hatten wir sie unglücklich angeschaut, denn die wenigen Sterne, die wir in der Großstadt

schwister, je schon die Mutter, die Altmutter und deren Mutter gelegen hatten, die Wiege, die einst ein Urhahn seiner jungen Frau geschmiedet hatte und die in dem kleinen Herstein unter dem Handgriff die Jahreszahl 1678 wie gestochen trägt.

„Wunderst dich wohl“, fragte der Lehrer, um fortzuführen: „Ich weiß, sie steht auch daheim bei dir. Ehe die Großstadt wurde, war auch drüben Bauernland, ging einer über den Rhein aus diesem Dorf, sein Urhahn, der der Bruder auch meines Urhahns ist, der nahm die Wiege mit, wollte Gott, daß sie nie leer bleibt.“

Lange saß ich den Worten nach, entledigte mich dann aber meines Auftrags und mit einer Weihnachtsgabe beschenkt verließ ich das Haus. Die weiteren Kommissionen waren bald erledigt und durch den hier noch höher liegenden Schnee stapfte ich dem Bahnhof zu, um lange nach Mitternacht wieder in der Stadt zu sein, die noch nicht zur Ruhe gelangt war. Einige Menschen huschten vorüber, aber wenn ich zu dem Nachthimmel aufsaß, dann konnte ich von der Sternensprache die mich noch eben in dem gehalten hatte, nichts mehr entdecken, enttäuscht betrat ich das Elternhaus, um hier noch jene Worte zu hören, die der Vater unserem guten alten Doktor sagte.

Der Vater ründete eben die letzten Kerzen an, das Licht leuchtete und warf den flackernden Schein in die Stube, dann nahm mich der Vater bei der Hand, es war etwas Feierliches in seinem Tun und auch die Geschwister schienen mir auf einmal viel ruhiger und besonnener, führte mich zum brennenden Lichterbaum und zu der darunterstehenden Wiege. „Da schau einmal“, sagte er.

Noch heute sehe ich die leuchtenden Augen des Vaters, als ich von der gleichen eisernen Wiege im Lehrerhaus auf der anderen Seite des Rheines berichtete. In stol-



In den Augen seiner Magd spielt sich der Inhalt der Kerzen.

zer Vaterfrühs hob er das kleine Bröckchen empor, auch meine Geschwister beäugelten den neuen Erdbeerkuchen wie ein Weltwunder. Bevor er der Vater bekümmert in die Wiege zurücklegte, öffnete er die kleinen Blaugasen, alt wollte auch er die Licht schauen. Nie werde ich diese Nacht vergessen, da ich zuerst das Wunder des Sternhimmels sah und in der der Vater vor dem Vorfahren erzählte, die Bauern waren und Kaufleute, Handwerker, Soldaten und Gelahrte und allesamt wieder Soldaten, wenn die Heimat in Gefahr war, wie er dabei die kleine eiserne Wiege wippte, die Mutter in der Nebenstube lächelnd besaß, und bevor wir das Lied von der ewig grünen Tanne sangen, er wie abschließend sagte:

„Wenn diese Wiege ist nie leer, stirbt unsere Sippe niemals mehr!“

# Sie sind bei uns!

Skizze von WALTER HANS BOESE

In großer Einsamkeit liegt das Haus der Brigitte Moor. Ringsum Wälder, Wiesen und Felder, eingehüllt in das makellose Weiß frisch gefallenen Schnees, das hell gegen den dunklen Nachthimmel aufleuchtet. Die Sterne stehen tief, ihr Licht ist weiß und kalt.

Während im Haus der Geruch von Tannen, heißem Wachs und frisch Gebackenem bis in die kleinsten Ecken dringt und das Gesinde in seinen Stuben die besten Feiertagskleider überzieht, hat Brigitte Moor mit ihren Kindern fest getretene, schmale Pferde die Felder entlang. Kalt liegt die Nacht und der Klang der Kirchturmuhre, der von dem nahen Dorf herüberschwingt, verhallt flüchtig in der Luft. Hin und wieder wankt ein kleines, gelbes Licht weit draußen durch die Nacht, Besuch, der zu Nachbarn geht.

Nichts regt sich sonst. Endlos dehnt sich das Weiß der Landschaft. Schwarz regt die hohe Gestalt Brigittes an. Neben ihr Kathrin und Jörg. Die drei gehen langsam, ohne etwas zu sagen. Das Mädchen Kathrin hält sich lester in ihr warmes Tuch, Jörg vergräbt die Fäuste in den Rocktaschen.

Pföndlich fällt eine Sternschnuppe von hoch oben in weitem Bogen tief in den weißen Schnee irgendwo draußen in der Landschaft.

„Da!“ ruft Kathrin und reißt den Arm hoch. „Die Sternschnuppe! — Ich habe etwas gewünscht!“

„Geben diese Wünsche wirklich in Erfüllung, Mutter?“ fragt Jörg.

„Welche Wünsche?“

„Fällt eine Sternschnuppe und man wünscht sich dabei etwas, so lange man das Licht fallen sieht, dann geht dieser Wunsch auch in Erfüllung!“ So hat uns Großmutter erzählt!“ antwortet der Junge.

„Und was hast du gewünscht, Kathrin?“ will die Mutter wissen.

„Daß Vater bald wieder bei uns ist!“ sagt still das Mädchen.

Die Mutter aber legt die Arme um ihre

Kinder und führt sie weiter den Weg über ihre Felder, den sie sonst immer im heiligen Abend gemeinsam mit ihrem Mann gegangen.

„Wenn die Welt in tiefer Ruh liegt und die Menschen versammelt sind um den leuchtenden Baum, dann will ich in meine Gedanken all das mit einschließen, was zu mir gehört. Deshalb gehe ich auch immer über meine Felder, ehe ich vor dem Baum hintritt. Sollte einmal ein Jahr kommen, wo ich diesen Weg nicht gehen kann, so führe meinen Sohn hinaus, Brigitte, auf daß er sich in heiliger Stunde verbünde mit der Erde, die ihn geboren.“ So hat Vater jedes Jahr zu mir gesagt. Heute kann er diesen Weg nicht gehen, ich habe Euch mitgenommen.“

„Wo Vater wohl ist?“ fragt Jörg.

„Bei uns!“ sagt Brigitte Moor und steht auf nach den Sternen.

Groß mücken die Augen der Kinder nach ihrer Mutter, die kein Wort mehr sagt bis sie wieder im Haus sind und in die große Stube treten. Das Gesinde steht bereit, um den gedeckten Tisch, die Leichter in den Ästen der hohen Tanne flackern und in den Augen mancher Magd steht eine Träne. Sie denken an jene, die draußen in Gräben und Schneetüchern liegen, um Wärme zu halten.

Brigitte Moor aber lächelt. Hoch erhaben Hauptes steht sie.

„Lächelt mit mir! Denn glaubt mir: Wir sind nicht allein! Sie sind in dieser Stunde bei uns, sind uns nahe und freuen sich mit uns, die draußen irgendwo auf Posten stehen. Die Leichter dieses Baumes sind ebenso bei ihnen, wie ihre Herzen in unseren Herzen sind in dieser Weihnacht!“

Und als sie sich um den Tisch setzten, liegt in all den Augen wieder goldenes Leuchten und in all den Herzen ein stilles Denken an alle jene, die weit draußen und doch so unendlich nahe sind.

# Mißglückte Weihnachtsbescherung

Eine Kinderanekdote von ALFRED SEMERAU

Der älteste Sohn der berühmten, zu der Dresdener Oper engagierten Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient wurde in einem Dresdener Institut erzogen. Er verlebte die Weihnachtsabende bei der Mutter, bekam aber nicht eher beschenkt, bis er einige Knaben von der Straße mitbrachte, die dann auch ihren Anteil erhielten. „Der Junge soll sich von Jugend an gewöhnen, an die Armen zu denken“, sagte die Künstlerin.

Aber so leicht die Aufgabe des Kleinen zu sein schien, so schwer war sie oft zu erfüllen. Viele der Engländer meinten, man wolle sich einen Scherz auf ihnen machen, und antworteten mit Grobheiten auf die freundlichen Aufforderungen.

Einesmal kam Wilhelm sogar in höchstem Zorn ganz allein von seinem Streifzug zurück. Der Abend war stürmisch, heftige Schneeschauer heulten die meiste, die sich sonst auf dem Christmarkt herumtrieben, in den Häusern fest. Erst nach langem Suchen war es ihm gelungen, wenigstens einen Betteljungen zum Mitgehen zu bewegen. Bis aus Schloßfort war er ihm denn auch willig gefolgt. Aber als es seilwärts ging, in die dunkle Ferne, wo der Wind so unheimlich mit dem Wasser um die Wette rauchte — die Künstlerin wohnte an der Elbe in dem

späteren Hotel Bellevue — wurde es dem Kleinen bedenklich.

Nur die lebhafteste Schilderung der Herrlichkeiten, die ihn erwarteten, brachte ihn noch vorwärts, doch nur bis an die katholische Kirche. Hier blieb er stehen und erklärte seinem Führer, daß er unter keiner Bedingung weitergehe. Vergebens ging Wilhelm von Bitten zu Drohungen über, vergebens nahm er endlich sogar zu Gewaltmaßregeln seine Zuflucht: der Sohn des Volkes ließ ihm einen Zipfel der Jacke in den Händen zurück und stürzte mit lautem Geschrei, so schnell ihn seine Beine tragen konnten, der lieben vertrauten Region der Schloßgasse zu.



„... hat ihn einen Zipfel der Jacke in Händen und stürzte mit lautem Geschrei.“  
Drei Feiertagsknechten: Mann Hilbert, Altamontwald

# Tauchfahrt ins Unendliche

Roman der Heimats von Hermine Maierheuser

Alle Rechte bei Carl H. Bopp Verlag, Wien.

20. Fortsetzung

Kommt Albert Meneton, da muß frisches Eis haben. — Eis ist wie die Zeit, kalt und hehrlich, und unter den Händen rinnt sie dahin. Wohnt — in den Ozean, um Meerhard zu ertränken. Aber da ist auch noch eine Arznei. Albert Meneton, trinke, schlucke Arznei. Wir pöppeln dich auf. So ist's recht, schlafe dich gesund. Die Zeit wird dich heilen. Immer die Zeit, die rätselvolle Wälderin, die uns zum Leben weckt und zu Tode wirgt. Ich kann nicht mehr, ich erstickte. Die Dunkelheit frßt mich auf, schlafe dich klar. Albert Meneton, ich muß ganz allein durch das Trübe und Schwarze.

Sie geht aus Fenster und öffnet es.

Über dem Schwarzwald leuchtet sich der Himmel. Heile Strahlen schließen empor. Die junge Fliegerin geht wieder an das Bett Albert Menetons. Er starrt ruhig, sie nimmt die Eisblase weg, sie mißt seine Temperatur, er ist fieberhaft. Zart und vorsichtig mißt sie ihm Gesicht und Hände. Da öffnet er die Augen, schaut zum erstenmal klar um sich und wundert sich, wie einer, der aus unermeßlichen Tiefen kommt. Gonda preßt ihm die Schneebalase an die Lippen, sie trinkt und schluckt den süßen Obstsaft, sie wischt ihm die Lippen ab. „Gondula“ flüstert er und noch einmal. „Gondula!“ Dann streckt er sich aus und schläft der Genesung entgegen.

Mit zögernden Schritten stieg Albert Meneton aus der Finsternis, in die ihn ein großer Granatsplitter am Hartmannswellerkopf versenkt hatte. Er stieg aus der Un-

bewußtheit der eigenen Not in die Bewußtheit der Not seines Vaterlandes und in das Wissen von der eigenen Ohnmacht. Die Promien sind erstarrt. Luise Knechten, die Oberin, beschwichtigt mit ihren blühenden, dunkeln Augen täglich den Frager. Derweilen sitzt Gondula wieder in Welschenbach in der Schulstube und müht sich, wie es die Kriegszeit gebietet, zwei Klassen zugleich zu unterrichten.

Während so das Geschehen des Weltkrieges über die Helmat hinweg und jeden an seinen Platz zwängt und die Seelen mit Leid, aber auch mit Kraft erfüllt, erlebt Meerhard Knechten das Glück unermeßlicher, übermenschlicher Taten und das Grauen der Seenot. Der Tod sitzt immer im U-Boot am Schwanzrad und beim Steuer, und es ist gar nicht der Tod, es ist das Leben. Nichts kann man so glühend lieben wie dieses Leben, das dem Tod verwehrt ist. Das Auge ist klar, die Hand stark und sicher, das Ohr vernimmt nichts als den Befehl. Alle Sinne gehorchen nur dem Befehl. In den Rührpumpen leiert man in der kleinen Messe mit den Kameraden und wenn man auf seine Matte steigt, hat man ein Torpedo als Bettgenossen, und der Tod liegt beim Torpedo und steht auch aus wie eine stählene Zigarrette. Das Leben ruhet aber auch darüber. Es hat diesmal die Gestalt eines kleinen, schwarzen Hundes mit lockigen Ohren und mit Augen wie Korallen. Sie haben ihn aus Seemut gerettet, er ist da in einer Kiste neben einer Kuh hergeschwommen. Mein Gott, eine Hundeselle hat Fischchen, Seemüsen, Quallen und Tintenfische! Und weil man ja leider eine Kuh nicht in ein U-Boot aufnehmen kann wegen Platzmangels, nimmt man den Hund mit herein. Seine Korallenaugen sind so transparent, als wären sie aus Glas. „Ja, Fopp, so kommt denn! Du heißt doch Fopp, wie der Jagdhund Mannsberg's! Du, dem schenk ich dich, wenn wir mitkommen heimkommen an den Ozean. Aber vielleicht machen wir auch miteinander die letzte Tauchfahrt in die ewigen Gefilde der U-Boote! Ja, Fopp, Rätsel um Rätsel sind in dieser Welt.“

Achselhöhle des träumenden Steuermanns und verpöht alle Rätsel des Alls, er knurrt und bellt leise im Schlaf. Dann murrer er böse und wütend, weil plötzlich Alaraglocken durchs U-Boot schrillen. Knechten fährt auf und lancht eine Sekunde lang mit verhaltenem Atem. Was! Die Apparate veranlagt! Wie ein Trunkener taumelt Knechten, er schwankt und schiebt das befundene Hündchen in die Ecke. Wahrhaftig, das Boot sinkt und sinkt immer! Behend klettert Knechten die Hüherleiter zum Turm hinauf. Der Kapitänleutnant schaut durchs Guckloch. Er läßt seinen zweiten Steuermann auch einen Blick blenden. — Gott aller Meere, sie sitzen in einem U-Boot-Netz! Maschen aus härtestem Stahl. Aber das Netz ist ein altes Modell, die Mienen hängen noch nicht an ihm wie Birnen in einem Gartenspalier. U-Boots-Mann Knechten löst den Kameraden am Steuer ab. Er packt das Rad, er denkt nicht, er braucht keine Gedanken, jeder

# LICHT IN DER NACHT

Es dehnt sich mir zum Herzen  
Das dunkle Menschenland,  
In Hüllen glühender Kerzen,  
Aus Kerzen wächst ein Brand;  
Aus Bränden brechen Flammen,  
Aus Flammen bräut die Glut —  
Wir rücken dicht zusammen,  
Daß Liebe ganz in Liebe ruht.

Da zuckt die Glut in Flammen,  
In immer laisern Brand,  
Wir stehn im Licht beisammen  
Der Kerzen, Hand in Hand,  
Das Licht aus kleinen Hüllen  
Strahlt tröstlich, sternensacht,  
Wir haben viel gelitten —  
Gott aber segnete die Nacht.

Blutstropfen ist bei ihm Gedanke und Willen zur rechten, rettenden Tat. Sein Gesicht ist kalkweiß, die Augen scheinen zu glühen, er hat kein Mensch zu dieser Stunde, er ist übermenschliche Kraft, die geborcht.

Vor! Zurück! Fahrt über den Achtersteven!

Jetzt zeigt es sich, wer steuern und rückwärts fahren kann und dabei dem Boot einen so unerhörten Auftrieb zu geben vermag, daß es hochschleift, Stahlschnecke durchdreht und nicht über die Oberfläche des Wassers hinauschießt. Denn droben lauert der Feind!

Wir, wir, wir! machen die Zerstoerschrauben droben. Man hört die Geräusche wehlich im Wasser. Wir, wir, wir! U-Boots-Mann Knechten, lüchelt den Bruchteil einer Sekunde, Grüben kommen in seine Wangen wie bei dem schönen Hüllmäddchen, das seine Mutter gewesen ist. „Vor! Zurück!“ tönt der Befehl. Noch einmal, immer wieder. Durch, nichts als durch Eisenreife halten des Steuer. Das Leben sitzt neben dem Steuermann. Die Brust stinkt wie in grenzenloser Freiheit. Er stinkt auf wie in grenzenloser Freiheit. Er stinkt durch das Netz ist zerrissen, der Stahl ist hell wie Wirt, wirt! drohen droben die Schrauben. U-Boots-Mann Knechten läßt sein Boot Haken schlagen wie der Hase auf der Flucht. Das Schrot hat sich im Netz verfangen, er muß blind fahren, und den Zerstoer droben rettet der Teufel. Er bleibt unangeseigt auf der Fahrt des U-Bootes. Wird es denn nicht endlich Nacht! Wenn wir auftauchen, rammt uns der Feind. Endlich verstimmt das teuflische Wirt. Sie steigen auf, es ist stockdunkel, mondlose Meernacht, aber eines erkennen sie doch, ein Boot hängt der Korkkabel des Netzes, der hat dem Feind die Spur geteigt, solange es hell war, daher die lange Vertolung. Nun gibt es wirklich Butterbrot mit Schinken, das Hundchen starrt vor Wonne. Knechten baut sich wieder in seine Kufe.

vor dem Feind. Torpedo um Torpedo verläßt das Robr. Der Auftrag ist erfüllt. Sie, gewimpelt, soviel, die Masten lassen. Das gibt eine Heimkehr, sie müssen nach Zerbrügge, dem deutschen U-Boot-Schwimfwinkel, das Zerstoer ist gebrochen. Sie haben eine Ersatzkuppelung gemacht. Nach wenige Stunden und sie sind in Zerbrügge.

Aber nun kommt die schwärzeste aller Stunden, die Oberbootmannschaft Nägele geschleiert hat. Es war ein geklärter Brief an den Kommandanten, der Nägele Paat ist. Gondula las ihn in jener Nacht, als Albert Meneton wieder zum Bewußtsein erwachte. Der rote Koch hat's dem Nägele in Lazarett erzählt, er ist allein übriggeblieben ist gerettet worden ohne Kleider, ohne Stiefel, halb erstarret.

Der Zerstoer hatte für kurze Zeit seine Schrauben abgestellt, beim Auftauchen rammt er Knechten Boot. Ein anderes deutsches U-Boot schickte den Zerstoer in die Tiefe und rettete, was zu retten war. Eher den rothärtigen Koch.

Und Meerhard Knechten!

Er macht sich frei, es gelingt, aber das graue Lederzeug wird schwer wie Blei, die Stiefel rutschen in die Tiefe. Hol der Satan das Zeug! Ist er denn verwundet? Es wird vor den Augen Nägele, er sackt ab. Nirgend die Kameraden, kein Hündchen. Die Stiefel werden zentnerschwer. Ein harter Gegenstand reißt ihn an und wirbelt ihn hoch, er klammert sich fest, er stinkt ein Glitz trägt ihn. Die Augen sind zugeschwollen vom Seesalz. Darin quillt, Brust und Rücken brennen wie von einer Niederpeitsche geschlagen, ringsum Trimmer, Wälder und abwechselnde Tiere, kein Hündchen, keine Kuh, kein Land.

Drüben dümmert Land auf. Drüben? Wo ist denn das? Ach, die Hallig, die liebe Hallig! Der Tod sitzt auf dem Fuß, aber nicht so vertraut wie auf dem Steuerrad. Nein, da sitzt ein greulicher Geselle. Es ist gut, daß die Augen zugeschwollen sind, aber trotzdem sieht man das Grimmen des Todes.

(Fortsetzung folgt.)



# Schwester Brigitte wartet

Erzählung von DIETER KAERTEL

Ein scharfer Wind legt körnigen Schnee durch den frühen Abend und trübt sich in die Mäntel der an den Sanitätswagen lebendigen Fahrer, die vor dem eingeschneiten Bahnhofs des Gebirgsortes den Lazarettzug erwarten. Sie frieren, stampfen mit den Füßen den Schnee hart und schlagen die Arme um die Brust, um die Kälte zu mindern. Ausgerechnet am heiligen Abend einen Verwundetentransport! sprechen sie oft in sich hinein, um durch irgendeinen Fluch sich zu befreien, einen Schuldigen zu finden, den es doch nicht gab. Aber eines Ärger laut werden zu lassen, das hilft schon die Kälte bekämpfen. Der diensttuende Fahrleitersleiter läßt über die klammernden Pflöge das Band des Fernschreibers gehen. „Lazarettzug von ... eintrifft 19.45 Uhr.“ — Er gibt dem Oberarzt, der im Wartezimmer bei einer Tasse Tee sitzt, Bescheid.

„Haben Sie gehört, Schwester Brigitte, wir müssen noch lange warten!“ gibt er der Frau in Schwesterntracht, unter deren Haube das Haar in silbernen Strahlen leuchtet, weiter. „Wir haben im Kriege ja das Wartezimmer, Herr Oberarzt!“ Der Oberarzt hebt die Hände über den Dampf, der aus der Tasse Tee quillt, und beobachtet die Schwester, die mit den schmalen Flügeln unruhig auf die Tischplatte wirt. Linien zeichnet, sieht ihre Augen, die in die Ferne blicken, weiter gehen, als bis zu den schmucklosen Wänden des Wartesaals. Wohin ihre Blicke gehen, kann er es erraten? Das eine weiß er, daß die Frau neben ihm doch wartet, daß sie sucht, daß sie sich sehnt. Er weiß, daß sie die Frau des Oberlehrers ist, dessen Name als erster an Ehrenmal des Weltkrieges in den Stein gemeißelt ist, der im Felde steht. Genügt es ihm nicht? Gibt ihm das nicht alles eine Erklärung? Er sitzt neben dieser Frau und weiß kein Wort für sie, denn was es ihn drängt zu fragen, muß die Frau schmerzen. Er war ja Weihnachtsmann! Drum beugt er sich wieder still über das Teeglas, durchdenkt noch einmal seine Organisation für den ankommenden Verwundetentransport und weiß, daß es eine anstrengende Nacht werden wird. Schwester Brigitte spürt die Stille des Arztes. Sie schaut sich aber nach einem Wort, nach einem Gespräch, und weiß doch, daß ihr heute jedes weihnachtliche Gespräch weh tun muß. Sie leidet unter dem Schmerz — unter der Einsamkeit. Noch stärker leidet sie unter der quälenden Unbewußtheit um ihren Sohn Heinz. Sie wagt kaum die Tage zurückzurechnen bis zum Tage des letzten Pfeiteinganges. Es war der 22. November. Über einen Monat ist sie ohne Nachricht. Was sind Sorgen des Wartens? Quälend werden die Tage, unheimliches Schicksal fürchtet es auf. Es ist ja nichts Neues mehr für sie, das Warten. Sie hat es ja erleben müssen, was solch ein Warten heißen kann! Am Ende schreibt der Tod den letzten Brief. Nein, daran nicht denken. Sie fragt sich darum schnell in eine andere Welt.

„Werden Sie heute nacht noch operieren?“ „Wir werden es müssen, Schwester Brigitte!“ „Dann darf ich bitten, daß Sie mich verwenden, Herr Oberarzt!“ „Aber Schwester — Sie haben doch erst vorige Nacht Dienst gehabt!“ „Wissen Sie, was eine solche Nacht einer einsamen Mutter bedeutet?“ Der Oberarzt schweigt. Er muß an seine Mutter denken. Er war noch immer nicht alt genug geworden, um eine Mutter zu verstehen. Vielleicht, denkt er, kann man eine Mutter nie ganz verstehen. Er findet kein Wort — sucht nach einem Gespräch — um das Schweigen nicht wieder fortsetzen zu müssen. Plötzlich kommt ihm die Frage ein: „Hat Ihr Sohn schon geschrieben?“ Da geht eine seltsame Starre durch die Frau. Sie preßt das Teeglas, das sie bisher wie einen Knäuel in der linken Hand hielt, vor die Augen, steht plötzlich auf und geht rasch aus dem Wartesaal.

steht an einer Pflanz gelebt und friert vor Kälte. Da aber horcht sie plötzlich auf. Der scharfe Wind trägt ihr ein Weihnachtslied zu. Kinderstimmen singen es. Es kommt vom Wartesaal. Dort hat man das Radio eingestellt. Der Wind weht die Töne aufschwellend und abklingend an ihr vorbei. Die Starre bricht in ihr. Sie kann weinen, sich endlich ausweinen. Sie steht lange, vor weiß wie lange, als der Fahrleitersleiter sie zurücktreten läßt.

„Der Lazarettzug läuft bald ein, Schwester. Sie werden sich einen Schnupfen holen hier draußen.“ Schwester Brigitte ist wieder stark genug sich ihrer Pflichten zu erinnern. Auf dem Bahsteig wird es lebendig. Sanitätler mit Tragen, Schwestern, Frauen mit Kaffeebüchsen und Zigaretten wandeln, die Stille in geschäftiges Treiben. — Der Oberarzt gibt seine Anweisungen. Aber wie erstaunt ist er, als er Schwester Brigitte neben sich gewahrt. Er glaubt, daß sie nicht mehr stark genug sei, heute Dienst zu tun. „Verzeihen Sie mir Schwester, ich wußte nicht, daß ich Ihnen weh tat.“ Schwester Brigitte schüttelt nur den Kopf und fragt zurück: „Es ist heute Weihnachten, nicht wahr, Herr Oberarzt?“ Die Antwort des Arztes ertönt im Lärm des einlaufenden Zuges. Der Bahsteig rittert — der Luftdruck nimmt für Momente die Luft, dann ebnet der Lärm ab. Der Zug steht. Die roten Kreuze an den Wagen stehen im fahlen Licht. Der Oberarzt gibt das Zeichen zum Ausladen. Schwester Brigitte steht am Durchlaß und füllt Becher um Becher mit heißem Tee und greift selbst beim Heben der Tragen zu. Sie ist mit ungewohntem Eifer bei der Arbeit. Sie muß gegen eine Welt tragender Schatten mit doppelter Betriebsamkeit ankämpfen. Es ist ein Leben auf dem Bahsteig. Trage um Trage verläßt den Zug. Der Sanitätsunteroffizier teilt die Wagen ein. Der Zauber der Weihnacht ertücht im Getriebe. Alle Hände haben voll zu tun.



Sein Mädel hat geschrieben. Im Schein der Kerzen wird der Weihnachtsbrief gelesen. FK-Ausgaben Kriegsgemeinschaft Lehmann, H.N.

# Weihnachtsbaum auf dem Meeresgrund

U-Boots-Ereignis aus dem Weltkrieg — Von HEIN SPRINGTIDE

Fechtschwarz war die Dezembernacht. Dazu legte ein sarkastischer Westwind über die kalte See des Süd-Kanals, dem Eingang zur irischen See. Nur selten blinkte hier und da mal ein Stern durch das tief hängende Gewölke, der vielleicht den drei Männern auf dem schwankenden U-Boots-Türmchen nur zeigen wollte, daß es trotz der Finsternis auf der Erde noch ein leichtes Sternchen gibt, über dem ja ein guter Vater wohnt soll. Und es war Weihnachtsabend.

Auch der Heiner war mit von der Dreimänner-Wache. Schon bei einbrechender Dunkelheit hatte ihn jenes Gefühl beschlichen, das wohl in jedem deutschen Herzen sitzt, wenn sich die Schatten zur Weihnacht hernieder senken. Doch konnte er diesem besorgenden Gefühl keinen Spielraum gewähren, denn es galt, scharf aufzupassen. In dem Brennpunkt des Schiffsverkehrs hier konnte jeder Augenblick dem Boot höchste Gefahr bringen. Und der Heiner war sich seiner Pflicht bewußt. Mit ganzer Seele hing er an dem schönen schlanken Boot unter seinen Füßen, das jetzt mit langen Schlägen nach Norden aufkreuzte und in dessen licht-

erfüllter Hülle das getreue Mädel seiner Kameraden lebte und webte, auf die Wachsamkeit der Männer auf dem Turm vertrauend.

Dann kam die Ablösung herauf und er stieg die schmale Eisenseiter hinunter in die Zentrale. Langsam erst mußten sich seine Augen, die bis jetzt in die Nacht gestarrt hatten, an die strahlende Helle gewöhnen. Es war im Boot alles, wie sonst auch. Und doch lag heute auf den Gesichtern der Kameraden eine stille Verklärung. Weihnachtsstimmung.

In dem kleinen freien Raum vor den beiden Dieselmotoren hatte sich die kleine Gemeinde im schwarzen, öligen Lederdreh versammelt. Verlegen wie große Kinder standen sie alle da und barrten der Dinge. Die beiden Krachmacher, die Ölmotoren, wurden abgestellt und an ihrer Stelle klang jetzt nur der leise singende Ton der E-Motoren durch den Raum. Als große Überraschung brachte ein Maschinenmann ein kleines Tannenbäumchen in einem Topf mit Heilmade daher, das er heimlich von daheim mitgenommen hatte. Kleine Taschenlampen brennen erhaben hell an den Zweigen. Der Heiner Tiedemann, der lange erwachsene Hamburger Junge, stand mit seiner Quartskommode zwischen den großen Händen da und entlockte jetzt dem Instrument, das sonst nur frühe Seemannslieder erklingen ließ, die weichen Töne des Weihnachtsliedes, des Liedes seliger Kindheit: „O Tannenbaum, o Tannenbaum“. Recht zögelt und unsicher sangen die sonst so übermütigen Kehlen mit und in manchen Augenwinkel schimmerte es etwas verdächtig. Auch die Stimme des Kommandanten, die man sonst nur im Knappen Kommando kannte, hatte bei der folgenden Ansprache etwas Väterlich-Weiches, hing er doch auch wirklich an seinen Leuten, wie ein sorgender Vater an seinen Kindern.

In das beschlossene Mahl, das der kleinen Feiern folgte, schritt die Alarmglocke hinein. Teller und Tassen flogen in alle Ecken, als man blitzschnell auf die Tauchstationen stürzte. Aus dem Dunkel der Nacht war schemenhaft ein feindliches Fahrzeug aufgetaucht. Kaum war im Überwasserangriff der Torpedo aus dem Bugrohr gesandt, als auch schon grelle Scheinwerferbündel durch die Finsternis geisternd und helles Mündungsfeuer aufblitzte. Vermutlich hatte man den Gegner, der sehr flach gehau-

mußte, unterschossen. Ein schnelles Tauchmanöver brachte das Boot glücklich unter Wasser. Krachend detonierte bald darauf die Wasserbomben um das Boot herum. Um dem oben suchenden Feind nicht noch Geräusche für sein Horchgerät zu liefern, wurde das Boot langsam auf Grund gelegt. Leicht wispelnd lag es nun auf dem weichen Meeresboden. Still wurde es in den Räumen und alles bis auf die Wache ging zur Koje.

Der Heiner jedoch fand keinen Schlaf. Es zog ihn nach dem kleinen Raum hin, wo in der Ecke noch einsam und verlassen das kleine Lichterbäumchen brannte. Still setzte er sich hin, blickte unverwandt in den hellen Kerzenschein und hielt seelische Zwiesprache mit den Bäumchen in der heimischen Erde. Der kleine Lichtbringer verband seine Gedanken mit der fernem Heimat. Der lockige blondköpfige seiner Braut erschien ihm in dem Lichterglanz. Er sah die tiefen großen Augen, aber auch den kleinen Leidenszug, der auf dem anmutigen Gesicht lag. Ein Zug stillen Ertragens war es, den in der Heimat die Alten, die Frauen und die Kinder teilten, als Folge einer brutalen Hungerblockade. Würde sein Mädel daheim wohl



Er sang ihm auch dem kleinen Baum, wo in der Ecke noch einsam und verlassen das kleine Lichterbäumchen brannte.

Orig. Federstra. (H) Carl Hilbert, Altmannsdorf

jetzt auch noch wach sein und ihre Gedanken zu ihm in die Ferne senden? Er sah weiter im Geiste das stille, treuergebende Gesicht seiner Mutter, die wohl jetzt um ihre beiden Söhne bangte, um ihn draußen und um den andern im Osten. Und da kam ihm dann auch wieder so recht zum Bewußtsein, welches seine eigene Aufgabe in die-

## WEIHNACHT

Weihnacht, seche wundersame Träume silbern durch der Weihnachts enge Züge, und du, laute Erde, schweige, schweige.

Stelt der Sterne Chor im Weltraum, unserer Liebe weiten Weg zu deuten, wenn die Glocken frohe Botschaft läuten.

Freude, singe, Fülle, Glanz der Kerzen, unsere Augen, blök von ganzem Herzen, Volk, das seinen Weg zur Sonne fand.

Denn gewaltig ringt zu dieser Wende nun das Licht, und kommt die Nacht zum Ende, glüht ein neues Jahr sich in das Land.

Heimat Böhm.

sem großen Völker-Ringen war. In stillem Schwur gelobte er sich von neuem, zu kämpfen, bis es über der bedrohten Heimat wieder hell werden würde und das Volk in eine lichte Zukunft schreiten konnte, in Frieden, Freiheit und Glück.

Als der Wachhabende auf seinem Kontrollgang durch das Boot den schlafenden Heiner sah, daß wachrecht und schlafrecht gleiche Wörter folgender Befehlung enthielten: 1. schmaler Weg, 2. Heilpfanne, 3. Knechtsteden, 4. militärischer Rang, 5. Mose, 6. Meistens Teilchen, 7. westafrikanischer Hafen.

# Begegnung in der Nacht

Erzählung von ROLAND BETSCH

Hütten liegen in Bergwäldern verstreut. Sie schlafen viel, aber manchmal in weichen Nächten werden sie seltsamem Zufucht. Ich will von einer Begegnung erzählen in einer Weihnachtsnacht, aber die soll kein großes Erlebnis erwarten, sondern nur etwas wie traumhaftes Geschehen, das sich vielleicht, gespenstisch wiederholt, irgendwo und überall, solange diese Erde kreist und solange Herzen schlagen.

Ich stiege aufwärts in den weihnachtlichen Wald. Es hat tagsüber bei Ostwind geschneit, und ich weiß, daß auf solchen Schneefällen die unerhörten glanzvollen Nächte kommen. Die letzten Schichten sanken und dann öffnen sich über mir im Dunkel die ungezählten Augen der Welt. Manchmal wollen wir einsam sein, manchmal brauchen wir die Stille, ich stiege höher und höher; das Tal verunkelt, die Nacht hat alle Tore geöffnet. Blumal, während ich wandere, denke ich dieses: jetzt brennen hunderttausend Tannenbäume, in Hütten und Palast, in Gassen und Wäldern, zwischen Glück und Tränen, überall, wohin deine Gedanken schweifen. Wo ist dein Baum? Wo brennen deine Kerzen!

Weiße Last beugt die Äste. Manchmal riecht es auf mich herab, und das ist wie Streichen einer kühlen Hand. Ich weiß, daß Wald und Berge meine Freunde sind und daß ich dem Fels verschwiebert bin von Anfang an. Darum muß ich aufwärts steigen bis in die funkelnde Höhe, wo im Joch die verschneite Hütte auf mich wartet. Unerwartet treffe ich auf Spuren im Neuschnee. Spuren im Schnee sind schrullenhafte Gefährten; sie leben und strömen seltsam lebendigen Atem aus. Spuren sind Begegnungen; habes Laut und Stimme, fast kann man mit ihnen plaudern. Zwei Menschen sind hier aufwärts gestiegen. Die Fährte windet sich unter uralten Tannen hindurch. Ich bin nicht mehr allein, denn diese Spuren haben meine Einsamkeit magisch bevölkert. Während ich so dem lebendigen Pfad nachstrebe, glaube ich mir einem Male ein fremdes Leuchten zu sehen. In silbernen Reflexen wirft sich eine matte Glorie über den Schnee. Dieses Licht wächst, und dann sehe ich plötzlich, ganz überraschend, seine Herkunft. In einer Mulde, wo eine niedere Hütte liegt, brennt im Freien ein Baum. Eine niedere Tanne ist mit roten Kerzen besetzt und funkelt in die weiße Nacht. Und vor dem Baum stehen zwei Menschen und schätzen verstunken. Ein junges Paar, weiß Gott. Sie stehen in der Kälte und starren in den brennenden Baum. O diese Kinder! Ich bleibe im Schatten der Nacht. Nein, ich will diese Stunden nicht stören. Ganz still stehe ich, während der Frost mich wie ein Reihherz umschleicht. Fast will ich weichen werden und gerührt. Ich stehe hier wie ein Dieb und stehle mir etwas vom fremden Glanz, nehme verborgen teil an einer melancholischen Gemeinsamkeit.

So ist es: wir sind Kreaturen in der Nacht, in uns und um uns das Rätsel: Aufgang und Niedergang; kreisende Welt; Raum und Zeit und das große Fragezeichen. Nein, ich will nicht eure Stunde zerstören. Ich will verborgen bleiben, ein Lauscher in der Nacht, ein Bestandteil von Wald und Fels und schweifender Höhe. Weiter oben im Joch, wo keine Bäume mehr sind, liegt meine Hütte. Ich will behutsam weiter gehen. Da wendet die junge Frau den Kopf und schaut zu mir her-

über, so, als ob ich sie gerufen hätte. Einem Herbschlag lang sehe ich diese Augen, die mich nicht erkennen können, weil der Mann in der Nacht über mir liegt, ich wende mich und will gehen. Da hält es mich zurück; ich weiß nicht, warum ich bleiben muß. Zwischen den Tannen streife ich umher. Eine überglänzte Fläche trifft mich. Ich steige hinauf und wie ich wieder aufwärts klettere, sehe ich, daß der Baum erloschen ist. In der Hütte brennt ein gelbes Licht. Dort halten zwei Menschen glückselige Zwiesprache. ... Wer sind diese Menschen? Ich weiß es nicht. Was sollen Menschen um eine silberne Stunde. Wie ist ihr Schicksal, ihr Leben, das Geheimnis ihrer Brust? Ich weiß es nicht. Ich schleiche mich an das niedrige Fenster und schaue hinein. Ein Späher bin ich in der Nacht der Berge; ein streulender Seelendieb, der nach der ewigen Melodie der Menschheit sucht. Mein Gesicht bringe ich nahe an die Scheibe. Das alles ist wie Guckspiel. Ich sehe die beiden am Tisch sitzen und essen. Der Tee dampft. Gelbes Licht strahlt von der Kerze aus. Alle Bewegungen sind

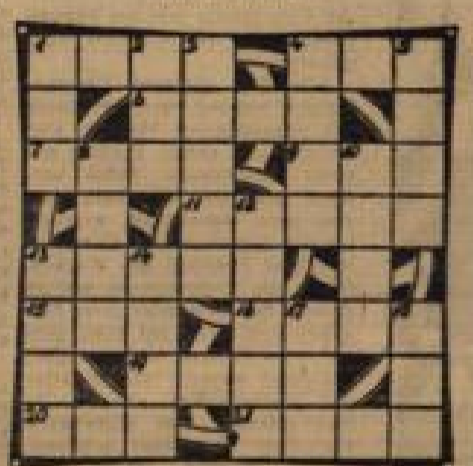
schemenhaft, schattenhaft, und manchmal höre ich ihre Stimmen wie hinter Vorhängen. Ich kann mich nicht trennen von diesem Anblick; es geht wie Wärme von solchem Zweisamkeit aus. Hinaus habe ich flüchtig den brennenden Wunsch, hineinzugehen in die Hütte, um teilzunehmen an diesem eisernen Fest. Still hineintreten, ein Wanderer aus der Nacht, und jedem die Hände reichen. Wieder wendet die junge Frau den Kopf und schaut zu mir nach dem Fenster. Ich weiche zurück, bevor ich gehe, sehe ich noch, wie der junge Mann eine Gitarre von der Wand nimmt. Dann höre ich Gesang, aber er ist fern, unendlich fern. Ich fühle, dies muß eine fremde Melodie sein, ein Lied, das ich nie gehört habe, vielleicht aus der Steppe, aus der ungedämmten Weite, in der alle ertorchten Wünsche liegen.

Ich gehe. Nachdenklich bin ich geworden, während ich meine Fährte bergwärts ziehe. Wenn wird die Nacht noch heller und bricht auf wie eine Blüte. Bald werde ich die letzten Bäume hinter mir haben.

Dann kommt mein Bruder, der Fels.

## Eine kleine Rätselcke

Kreuzworträtsel



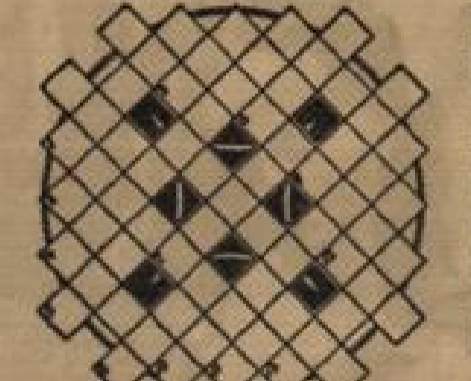
Waagrecht: 1. Himmelsblitz, 4. Winter sportgerät, 5. Gemahlis des Zeus, 7. Stadt in Südamerika, 9. griechischer Buchstabe, 11. Schiffszubehör, 13. dichterisch Absteck, 15. indische Maßzahlen, 16. Mediziner, 19. albanischer Wüdensträger, 20. Lebensband, 21. Schwanzvogel.

Senkrecht: 1. Bergpfad, 2. Zellmesser, 3. Fachlängler, 4. Totenschreiner, 5. Götzenbild, 6. Feindwort für Schwung, 10. inneres Organ, 12. Stockwerk, 13. Ziergelaß, 14. Bekalter, 17. nordische Hirschart, 18. aromatisches Getränk.

rhenn	dennu	staaq	tigte
ruehm	urgen	iedens	abent
ererde	esckick	nglück	ichsu

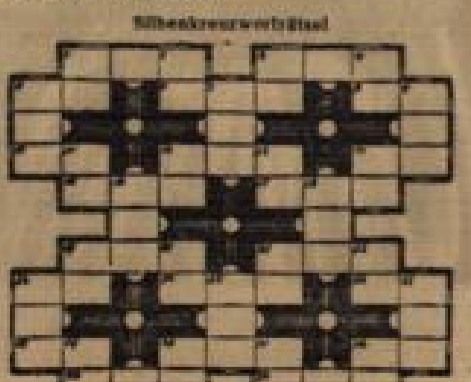
Die Felder müssen derart umgestellt werden, daß sich in der richtigen Reihenfolge gelesen, ein Zitat von Goethe ergibt.

Magisches Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. griechischer Dichter, 2. Sprockelsteine, 3. Bergland in Marokko, 4. answegliche Landschaft (Fjord), 5. oberer Schiffsrund, 6. reinste Luft, 7. Beleuchtungskörper, 8. Samenkorz im Fruchtfleisch, 9. Nahrungsmittel (Mehrsahl), 10. Oper von Verdi, 11. türkische Mütze, 12. japanischer Staatsmann (1909 arxkosenzi), 13. Dramenheld bei Thakspere.

Senkrecht: von 4 ab in derselben Reihenfolge dieselben Wörter.

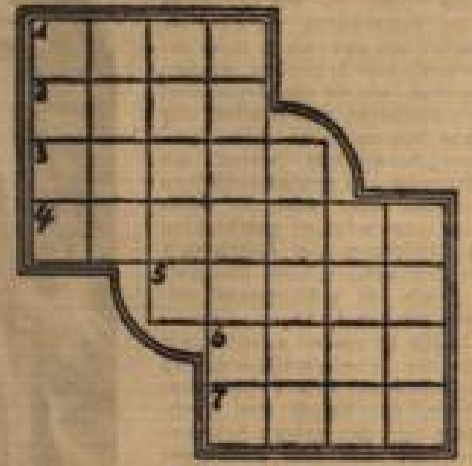


Waagrecht: 1. Spielwirtschaft, 2. Geliebter der Hero, 5. Musikzeichen, 6. Angehöriger

einer nordischen Rasse, 8. indische Gottheit, 10. Sprock der Vergessenheit, 12. Zeichengerät, 14. altes Musikinstrument, 15. Wohlgeruch, 17. Vertreter eines Stammes im Ausland, 18. Stadt in Westfalen, 21. Papppeleat, 23. Männerroman, 24. Schuljahr, 26. Stadt in Thüringen, 28. Himmelskörper, 30. Kriegsgesetz, 32. Wegendeck, 33. Art des Spellerbeumes, 34. Kunstgesang.

Senkrecht: 1. Schalllinie zweier Flächen, 2. Menschenrasse, 3. abgekürzter Frauentanz, 4. Beiselemdoch, 5. dichterische Erzählung, 7. Kastanienart, 8. Nordostafrikaner, 11. Frauentanz (Kurfürst), 12. südamerikanische Landeshauptstadt, 13. Wasserpfanne, 14. Hausaltersgegenstand, 16. Kirchensonntag, 18. feines Gebäck, 19. Männerroman, 20. Gesichtswort, 21. schlechte Angelegenheit, 22. unartiges Kind, 23. Held einer Erzählung von Deise, 25. Schafart, 27. Frankreichs größter Klassiker, 28. Teil Vorderindiens, 30. einfaches hässliches Wohnhaus, 31. Naturschauung, 32. griechischer Philosoph.

Magische Figur



Vorstehende Buchstaben sind so in die Figur einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht gleiche Wörter folgender Befehlung entstehen: 1. schmaler Weg, 2. Heilpfanne, 3. Knechtsteden, 4. militärischer Rang, 5. Mose, 6. Meistens Teilchen, 7. westafrikanischer Hafen.



# Fernmeldewissenschaft und -technik

## Deutsche schufen die Grundlagen zum Nachrichtenwesen - Die Nervenstränge der Wehrmacht

Von Professor Dr. Dr. A. F. GLADEN  
BECK, Präsident der Forschungsgemeinschaft  
der Deutschen Reichspost

In Professor Gladens Bericht geht es um die Geschichte der Fernmeldewissenschaft, die im 19. Jahrhundert begann. Er erwähnt die Arbeiten von Galvani, Volta, Ampère, Ohm, Gauss und Weber, die die Grundlagen der Elektrotechnik legten.

Ohne ausreichende, zweckdienliche Nachrichtenübermittlung ist ein Land von Kampfeinheiten durch Befehlsketten ausge-

gibt und der dasselbe empfängt, bleibt in seinem Zimmer, wenn er will, bei verschlossenen Fensterräden. Ich bin überzeugt, daß unter Anwendung von hinlänglich starken Drähten auf diese Weise auf einen Schlag von Göttingen nach Hannover oder von Hannover nach Bremen telegraphiert werden kann.

Was Gauss voraussah, traf bald ein. Die elektromagnetische Telegrafie auf Draht gewann wachsende Bedeutung und war schon im Jahre 1871 das Nachrichtenmittel, das die Armeen mit der Heimat verband und das die Kriegs- und Siegesdepeschen mit Gedanken-

übermitteln gestattete, die Erfindung der Telefonie, die Töne und Worte wohlverständlich an das Ohr des fernem Sprechpartners brachte.

Wieder war es ein Deutscher, der Lehrer Prof. Reiss aus Friedrichsdorf, im Jahre 1865 den ersten Telephonapparat baute. Er bestand aus einem Sprechrohr, das mit einem Zylinder aus Kupferblech umgeben war, der mit einem Eisenanker versehen war. Die Erfindung wurde in Göttingen, Hannover und Berlin ausprobiert. In Göttingen wurde ein Telephonnetz eingerichtet, das die Armeen mit der Heimat verband.

Erfindungsgeist ruht nicht! Bald erkannte man, daß die Fortleitung elektromagnetischer Energie nicht an metallische Leiter gebunden ist, sondern daß der Äther als alleiniger Träger der elektromagnetischen Wellen benutzt werden kann und es entstand die Technik des drahtlosen Funkens. So wie die Grundlagen der Telefonie und Telegrafie deutschem Geiste entsprossen sind, so weist auch die Geschichte der Funktechnik eine große Zahl von Namen deutscher Wissenschaftler auf, die als Pioniere an der Entwicklung der neuen Technik wirkten.

Wir Deutsche haben allen Grund, rückblickend auf die Leistungen unserer technischen Wissenschaftler stolz zu sein. Heute arbeiten weit mehr deutsche Forscher, Ingenieure und Techniker an Fernmeldeproblemen, die für den Krieg nützlich



Portraits of Carl Friedrich Gauss and Wilhelm Eduard Weber, who laid the foundations of the telegraphic system.



So wurden bei der Befestigung von Paris 1871 die Telegrafen übertragen.

schlossen. Wie aber hat sich das Bild verändert, wenn man die Technik des Fernmeldens von einst und jetzt vergleicht. Noch vor 100 Jahren, zur Zeit, da Preußen das Joch des Korros abwarf, wußte man von einer eigentlichen Technik des Nachrichtenwesens kaum etwas. Soweit nicht Meldereiter und Stafetten den Botendienst versahen, machte Napoleon zwar schon von dem damals fortschrittlichen Mittel der optischen Telegrafie Gebrauch. Die optischen Signale wurden auf hochgelegenen Punkten in der Landschaft aufgestellt - in der Form der Hauptknoten unserer heutigen Deutschen Reichsbahn vergleichbar. Am oberen Ende der Masten waren mehrere bewegliche Arme angebracht, deren jeweilige Stellung zueinander einen zu übermittelnden Buchstaben oder Zeichen entsprach. Der fern Beobachter versuchte nun die verschiedenen Anordnungen - unter Umständen mit Hilfe eines Fernrohrs - abzulesen und so die zu übertragende Nachricht aufzunehmen. Wenn auch mit dieser Technik, die aus den Arm-Peckeln der Alten

schnelle in die Heimat trug; die Verbindung innerhalb der Armeen und kämpfenden Gruppen trat damals bei der Flugräumigkeit des Kriegsgeschehens noch nicht so in den Vordergrund wie bei späteren Kriegen. Bald folgte als Weiterentwicklung der Telegrafie, die nur verabredete Zeichen zu

# Deutsches Kunstwerk neu erstanden

## Der Niederrotweiler Altar größtenteils restauriert - Kriegsarbeit an deutschen Kunstwerken

Zu Beginn des Krieges wurden alle beweglichen Kunstwerke am Oberrhein vor Feindeinwirkung geschützt und auch die Plastiken an den Bauwerken vergangener Jahrhunderte, die besonders wertvoll sind, gegen Splitterschäden geschützt. Dieser Schutz ist in der letzten Zeit noch weiter ausgebaut worden.

Die Gemälde und Plastiken und die Anzahl der nicht mehr ersichtbaren Sammelgegenstände beispielsweise aus vorgeschichtlicher Zeit oder aus der Volkakunde aus unseren Museen, aus Kirchen und Schlössern kamen in sichere und weithin über das Land verteilte Gewölbe und Galerien. Hier aber waren sie neuen Gefahren ausgesetzt: allen großer Trockenheit, mehr jedoch zu großer Feuchtigkeit, und allmählich erwies sich der Zustand der Kunstwerke vor der Bergung keineswegs als „bunkerfest“. Es erwies sich darum als eine dringliche, als eine auch jetzt im Kriege unerlässliche wichtige Aufgabe, diese deutschen Kunstwerke, die dem ganzen Volke gehören, vor weiterer Zerstörung zu schützen, bevor ihnen noch Kriegsunfall in den Bunkern wesentlich schaden konnte.

So wurden in den Kriegsjahren bisher in der Werkstatt der Freiburger Städtischen Sammlungen hinter massiven alten Klostermauern am Südrande der Altstadt bedeutende Kunstwerke des Landes am Oberrhein mit neuesten Verfahren in der Restaurierung und Konservierung geschützt, meist mit Verfahren, wie sie der inzwischen im ganzen Reich bekannt gewordene Paul H. Hübner selbst entwickelte.

Gleichsam als Geschenk für diese Mühe, die wir auf diese alten Kunstwerke verwendeten, wurden sie uns nun in ihrer ursprünglichen Schönheit wieder gegeben, wie sie die Menschheit seit vielleicht zweihundert und mehr Jahren nicht mehr sah, denn inzwischen waren sie allermeist aus geschmacklichen Gründen oder auch zu einer mehr oder weniger geschickten Restaurierung dem Geschmack der Zeit entsprechend übermal und wie oft vollkommen entstellt worden.

Kunstwerke, abgesehen von der Restaurierung zahlreicher kleinerer Plastiken, die inzwischen „bunkerfest“ geworden waren. Es waren dies also in der Hauptsache Werke aus den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts, als das Land am Oberrhein noch vollen Anteil hatte an dem Schöpferum großer deutscher Meister.

Zu den geschützten und damit von allen Unarten vergangener Jahrzehnte befreiten Kunstwerke dürfen wir nun neuerdings auch den berühmten Niederrotweiler Altar zählen, der ebenfalls die Hand des Meisters H. L. vom Breisacher Altar, in der kleinen Filialkirche von Niederrotweil am Westrand des Kaiserstuhls stand dieses Prunkstück eigenwilliger, fast barock geschwungener Plastik aus der letzten Gotik, das wohl etwas später als der Breisacher Altar, vielleicht um 1530 entstanden sein mag.



Das Bild zeigt den Altar des Breisacher Altars, der restauriert wurde. Er ist ein Werk des Meisters H. L. vom Breisacher Altar.

sein können, als jemals zuvor und gerade daraus, daß über diese Arbeiten kaum etwas veröffentlicht wird, mag streben werden, welcher militärische Wert diesen Entwicklungen beizumessen ist. Man kann vertrauen, daß die deutschen Nachrichtensachverständigen der Gegenwart sich in jeder Beziehung ihren großen Ahnen würdig erweisen und es ist gewiß, daß die Namen vieler heute im Stillen Schaffender deutscher Männer der Welt auch einen stolzen Klang haben werden wie die der früheren deutschen Helden.

Wahrlich verstehen die Fernmeldetechniker anderer Nationen es mehr, die Reklame-

metronom für ihre technischen Leistungen zu rühren. Die Beherrschung der Fernmelde- mittel kann wohl leicht dazu verleiten, Eigenlob zu verbreiten, denn der Nachrichtentechniker schafft die Instrumente der Propaganda - wie Rundfunk, Fernsehen usw. - sozusagen in eigener Werkstatt, und das Beispiel anderer Länder lehrt, daß es ihm nicht schwer fallen dürfte, über das Mittel seiner eigenen Schöpfung vornehmlich seinen Ruhm der Welt zu verkünden. In Deutschland aber richten sich die Fernmeldetechniker, die jetzt bescheiden im Hintergrund halten, nach dem Moltkewort: Mehr sein als scheinen.

# Es war immer etwas Wunderbares

## Kindheits-Erinnerungen an das Brauchtum zur Weihnachtszeit

Ganz still sind die Felder geworden, und alle Menschen streben um diese Zeit dem Lichte zu, das unsere warmen Stuben erhellt. In dieser weihnachtlichen Zeit geht alle unsere Liebe, alle unsere treue Sorge um die Menschen, die wir draußen in Kälte, Not und Gefahr wissen. Durch diese Wärme, die wir in dieser Zeit der Weihnachtszeit in uns so lebhaft empfinden, sind diese Tage uns deutschen Menschen Tage der Erinnerung, aber auch des Glaubens und der Hoffnung auf eine leuchtendere Zeit. Erfüllen sie uns nicht mit dem Geheimnisvollen.

Ungewöhnlich, diesem Wunder des kommenden Lichtes des werdenden und wachsenden neuen Lebens! Wohl deshalb nennen sie unsere Vorfahren „Mutter-nächte“.

In den Tagen unserer Kinderzeit war es ein Wundervolles um die Weihnachtszeit. Da war alles voll von Geheimnisvollem. Die Stube, in dem das Weihnachtskind seine Sachen abgestellt hatte, war verschlossen. Der Großvater lachte aber und meinte, es werde doch hoffentlich die Rute nicht vergessen haben; den Dorfostel, der schwarze zottige Teufel mit der roten Zunge habe er schon durch die Gassen schleichen sehen. Der müde noch dem „Heimkehrer“ (Nikolaus im Fell) seine Sachen helfen schleppen, die Gaben, die das Weihnachtskind bescheren wollte.

Kam dann der Weihnachtsabend, in dem das Licht Weihnachtskind mit seinem Gefolgsmann im langen Bart in die Stube trat, schauten wir doch etwas ängstlich um, ob das sagenhafte Ungeheuer nicht auch mit herein gekommen sei, um denn dem guten Eselchen des Weihnachtsmannes Heu und Zerkerbrot vor die Tür zu legen. Denn nicht nur die Menschen wurden mit Gaben erfreut, auch die Tiere erhielten in dieser Festzeit stets eine besondere Gabe, wie ja besonders der Weihnachtsnacht besondere Wunderkraft zugeschrieben war.

Schon in den Nächten zuvor war man ängstlich darauf bedacht, daß kein Lärm die Lichtwerdung störte. Mit Einbruch der Dunkelheit mußte jegliche Arbeit eingestellt werden. In den Häusern wurde ein Feuer angezündet, dessen Rauch durchs Haus zog, der alle bösen Geister, Krankheit und Tod vertreiben sollte. Waren aber die Spinnerrinnen zu eifrig und blieben zu lange sitzen oder vergaßen ihre Spinnräder zuzudecken, da kam „die Frau“ und nahm sie mit. Um „die Frau“ bei guter Laune zu halten, hängte man ihr auch gerne eine volle Spalte vom feinsten Gespinnst vor das Fenster. „Die Frau“, das bezog sich auf die weiße Frau, die auch im Sommer im Kornfeld saß. Hüteten solche Frauen des heiligen Feuers, später lebten sie in heiligen Heinen und waren Wohlwärtinnen ihres Volkes. In der „Frau Holle“ erkennen wir sie wieder, und mancher Zauber und mancher Name, die sich auf diese Tatsache beziehen, halten sich bis heute im Volke lebendig erhalten.

Die Bäume wurden mit Stroh umwickelt, damit sie Frucht bräuchten im kommenden Jahr und damit die Raupen ihr Laub nicht abtrahnen. Schenken durfte man in den Vorweihnachtszeiten, doch vom Weihnachtsabend durfte nichts ausgespielt werden, und man schloß die Türen, damit ja kein Fremder ins Haus kam, vor allem auch kein Handwerker. Da durfte man nicht backen und auch nicht waschen, denn es mußte Ruhe herrschen.

Vor vielen Jahren, als noch kein elektrisches Licht und keine Petroleumlampe das Haus erhellten, als der Klempner oft Bakern verließ, da war man zu dieser Zeit einen mächtigen eisernen Holzklott auf die Herdfeuer, das nun das ganze Jahr nicht ausgehen durfte, und dessen Asche auf die Felder gestreut wurde, damit sie Frucht bräuche.

Wie viel Brauchtum noch voll Aberglaubens stecken mag: Unsere Kinder und Kinderkinder werden es dennoch weitertragen als ein Teil des wohlkaffenen Seins in ferne Zukunft, im Wissen um eine göttliche Weltordnung, die mit jedem Jahr Saat und Ernte bringt.

Paula Krüger-Hallengraber



Optische Telegrafenstation aus dem Jahre 1871 auf der Dattstraße in Berlin-Dahlem.

abgeleitet erscheint, nachweisbar ersteinliche Erfolge in der schnellen Übermittlung der Nachrichten im Vergleich zu dem Botensystem erreicht wurden, so konnte alles Bemühen natürlich nicht zum Erfolg führen, sobald Nebel, Schnee und Regen die Sicht hinderten. Hier lagen die Grenzen dieser Nachrichtenübermittlung, und mit diesem Problem konnten damals die Fernmeldetechniker nicht fertig werden. Deutsche Wissenschaftler, Gauss und Weber in Göttingen, überwandten diese Schwierigkeiten und lieferten mit dem von ihnen erfundenen elektromagnetischen Telegrafen die Welt erstmalig von den Unzulänglichkeiten der optischen Telegrafie (1833).

Eine Unzahl von Problemen entsprang dieser Geistesarbeit und beschäftigte Wissenschaft und Technik in reichem Maße. Gauss hat übrigens die technische Bedeutung seiner Erfindung schon klar erkannt, in einem Brief aus Göttingen berichtet er am 20. November 1833 seinem Freunde Oberröhrer und schreibt nach einer technischen Schilderung seiner telegraphischen „Vorrichtung“, die des physikalischen Kabinetts und die Sternwarte „durch Drähte in der Luft über die Häuser weg“ verband: „Wir haben die Vorrichtung bereits zu telegraphischen Versuchen gebraucht, die sehr gut mit ganzen Wörtern oder kleinen Phrasen gelungen sind. Diese Art zu telegraphieren hat das Ansehen, daß sie von Wetter und Tageszeit unabhängig ist; jeder, der das Zeichen

galt in langen Wochen selbstverständlich auch der Vernichtung der Holzwürmer, der Festigung des Holzes durch geeignete Behandlung und härtende Injektionen, und endlich der Festigung der ursprünglichen Farbe, die nun gegen äußere Einflüsse geschützt ist. Damit ist nun dieses Werk für die kommenden Zeiten vor Schäden, die nicht gewaltsam zerstören, geschützt und auch „bunkerfest“ geworden. Auf neue wurde es aber dabei, wie es deutschen Kunstwerk wieder gegeben, wie es die Menschen am Oberrhein seit zweihundert Jahren nicht mehr sehen konnten.

Konrad Huber







